

Geographisch-landeskundlicher
Atlas von Westfalen



Lieferung 8
Doppelblatt 1

**Begleittext
zum Doppelblatt**

NIEDERDEUTSCHE MUNDARTEN

aus dem Themenbereich V
KULTUR UND BILDUNG

von

**Robert Damme, Jan Goossens, Gunter Müller
und Hans Taubken**

Herausgegeben von der
Geographischen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Aschendorff Münster
1996

INHALT

<p>1. Einleitung (HANS TAUBKEN) 1</p> <p>2. Zur Lautgeographie des Westfälischen (zu Karte 1) (Hans Taubken) 2</p> <p>2.1 Ältere Versuche zur Abgrenzung des Westfälischen 2</p> <p>2.2 Erläuterungen zur Übersichtskarte (Karte 1) 3</p> <p>2.2.1 „Westfälische Brechung“ 3</p> <p>2.2.2 Altlange und tonlange a-Laute 4</p> <p>2.2.3 Mittelniederdeutsche lange ê- und ô-Laute 4</p> <p>2.2.4 Diphthongierung der langen i-, u- und ü-Laute 6</p> <p>2.2.5 Entwicklung im Hiatus: Diphthongierung oder Tilgung 6</p> <p>2.3 Auswahl weiterer lautgeographischer Erscheinungen 8</p> <p>2.3.1 a > o 8</p> <p>2.3.2 up / op 8</p> <p>2.3.3 Bewahrung von altem -sk- 8</p> <p>2.3.4 de^arde / drüdde 'dritte' 10</p> <p>2.3.5 Anlautendes tw- > dw- in twingen und twiärs 10</p> <p>2.3.6 Intervokalisches -t- > -d- 12</p> <p>2.3.7 Dehnung vor -nd und -ld 12</p> <p>2.3.8 -nd- > -ng- 12</p> <p>2.3.9 wī > fī 12</p> <p>2.3.10 w > b bei Fragepronomen 12</p> <p>2.3.11 'nicht' 13</p> <p>2.3.12 '(er) hat' 13</p>	<p>3. Wortgeographie: 'Weißkohl' und 'Späte, längliche Pflaume' (zu Karten 2.1 u. 2.2) (ROBERT DAMME) 14</p> <p>3.1 Vorbemerkungen 14</p> <p>3.2 'Weißkohl' 15</p> <p>3.2.1 Wortkunde 16</p> <p>3.2.2 Das <i>Kumpest</i>-Areal 17</p> <p>3.3 'Späte, längliche Pflaume' 18</p> <p>3.3.1 Wortkunde 18</p> <p>3.3.2 Die Isoglosse <i>Prüme</i> - >Swetske< 19</p> <p>4. Formengeographie: Das Personalpronomen 'ihr' (zu Karte 2.3) (JAN GOOSSENS) 21</p> <p>5. Flurnamengeographie: Esch, Geist, Morgen, Hohe Furche (zu Karte 2.4) (GUNTER MÜLLER) 27</p> <p>5.1 Allgemeines 27</p> <p>5.2 Zur Anlage der Karte 27</p> <p>5.3 <i>Esch</i> (<i>esk</i>) 28</p> <p>5.4 <i>Geist</i> (<i>geiste</i>) 28</p> <p>5.5 <i>Morgen</i> (<i>mo^argen</i>) 29</p> <p>5.6 <i>hohe Furche</i> (<i>hō²e fu^are</i>) 30</p> <p>5.7 Zur sprachlichen Form der Flurnamen 30</p> <p>5.8 Zur Begründung der vorliegenden Karte 31</p> <p>6. Literatur und Abkürzungen 32</p>
--	--

Die niederdeutschen Mundarten

VON ROBERT DAMME, JAN GOOSSENS, GUNTER MÜLLER UND HANS TAUBKEN, MÜNSTER

1. EINLEITUNG Von Hans Taubken

Die westfälischen Mundarten sind untereinander in vielfältiger Weise differenziert. Im Vergleich zu den Dialekten des nordniederdeutschen Raumes bilden sie ein Reliktgebiet mit altertümlicher Struktur, während die anderen Regionen im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung durch Ausgleichsprozesse in erheblicher Weise vereinfacht worden sind.

Schon die Frage, was denn überhaupt „westfälische“ Mundarten sind, ist nicht einfach zu beantworten und wird gelegentlich konträr diskutiert (vgl. WORTMANN 1977). Ein eindeutiges sprachliches Kriterium reicht zur Umgrenzung des „Westfälischen“ nicht aus. Bei diesem Begriff handelt es sich ja um eine Stammesbezeichnung; auch für andere Dialektregionen werden oft vereinfachend solche Benennungen verwendet: hessisch, thüringisch, alemannisch usw.

Das Siedelgebiet der Westfalen reichte jedoch besonders im Norden weit über die Grenzen des heutigen westfälischen Landesteils von Nordrhein-Westfalen hinaus. Der heutige Landesteil Westfalen-Lippe besteht in seinen politischen Grenzen, gemessen an der mehr als 1000jährigen Sprachgeschichte, erst seit relativ kurzer Zeit.

Die Grenzen mundartlicher Erscheinungen (Isoglossen) stimmen mit territorialen Grenzen nur selten über längere Strecken überein. Sprachlicher und politischer Westfalenbegriff sind folglich nicht identisch. Das Extrembeispiel ist der Süden Westfalens: Im Siegerland und im Wittgensteinischen spricht man, obwohl zu Westfalen gehörig, nicht niederdeutsche, sondern hochdeutsche (mitteldeutsche) Mundarten, sie sind also in sprachlichem Sinne nicht „westfälisch“. In westlichen Mundarten des Bundeslandes Niedersachsen (soweit es früher zum westfälischen Bistum Osnabrück gehörte) setzen sich typisch westfälische Spracherscheinungen fort: Sie sind aber im politischen Sinne nicht „westfälisch“.

Für die großräumige Einteilung von Dialektgebieten hat die Dialektforschung der letzten

120 Jahre durch eine Reihe von Forschungsunternehmen Material gesammelt; regionale Forschungsinstitute haben durch weitere Sammlungen die Forschungslage erweitert.

Das bedeutendste Forschungsinstrument stellt nach wie vor der Deutsche Sprachatlas (DSA) dar, der 1880 von dem Rheinländer Georg WENKER begründet wurde; in rund 50 000 Ortsmundarten des Deutschen Reiches ließ er 40 Sätze in lokale Mundart übertragen. Das Ergebnis sind mehrere hundert Karten zur Laut- und Formengeographie, die auch für den Raum des Westfälischen, aus dem über 2000 beantwortete Fragebogen vorliegen, von Bedeutung sind.

Die Wortforschung (Lexikologie) wurde besonders bereichert durch den Deutschen Wortatlas (DWA), begründet von Walther MITZKA. Um 1939/40 wurden 188 Wörter und zwölf Sätze erfragt, und das Ergebnis wurde in einem 22 Bände umfassenden Atlaswerk publiziert. Auch hier ist das Westfälische mit einer dem Deutschen Sprachatlas entsprechenden Belegdichte vertreten.

In Westfalen (Münster) hat seit 1927 die Arbeitsstelle des Westfälischen Wörterbuches der Volkskundlichen Kommission, seit 1972 der Kommission für Mundart- und Namenforschung, Fragebogen an Informanten im Lande verschickt und eine Fülle von Material zusammengetragen, ebenso in Niedersachsen die 1934 gegründete Arbeitsstelle des Niedersächsischen Wörterbuches in Göttingen. Zudem liegt umfangreiches Material des westniederdeutschen Raumes vor in den beiden Fragebögen für einen Niederdeutschen Wortatlas (NWA), die von William FOERSTE 1950 und 1965 verschickt worden sind.

Das Material all dieser Unternehmungen zusammen bietet mit den bisher erschienenen Orts- und Regionalgrammatiken sowie einer Reihe von lokalen und kleinregionalen Wörterbüchern eine noch längst nicht hinreichend ausgeschöpfte Quelle für die regionale Sprachforschung.

Im Rahmen der Sprachwissenschaft gibt es unterschiedliche Bereiche, aus denen sprach-

liche Merkmale in ihrer räumlichen Verteilung dargestellt werden können:

1. Die *Lautgeographie* stellt die Frage, wo bei bestimmten Einzelwörtern oder bei ganzen Gruppen von Wörtern sich die Aussprache eines Lautes ändert. Betrifft diese Änderung mehr oder minder systematisch alle Wörter mit einem historisch identischen Ausgangslaut, sprechen wir von systematischen Unterschieden. Ausschließlich solche Erscheinungen sind in **Karte 1** dargestellt worden, wobei eine Beschränkung auf großräumig darstellbare und möglichst nicht zu komplexe Sachverhalte erforderlich war. Auf Kartenskizzen werden innerhalb dieser Ausführungen einzelne Phänomene erläutert, die auffällige Einzelercheinungen oder komplexere Sachverhalte darstellen (Abb. 1–19).

2. Die *Wortgeographie* behandelt nicht in erster Linie die Aussprache der Wörter, sondern die Verwendung unterschiedlicher Wörter für die gleiche Sache, Tätigkeit, Eigenschaft usw.

3. Die *Formengeographie* versucht darzustellen, wo ein und dasselbe Wort z. B. abweichende Flexionen hat, eine unterschiedliche Beugung (Deklination, Konjugation), eine abweichende Pluralbildung, andere Steigerungsformen, andere Pronominalbildung usw.

4. Die *Namengeographie* kann als Mischform aus diesen drei Bereichen betrachtet werden, wobei hierbei durch den historischen Aspekt der Sprache noch eine besondere Komponente hinzukommt, da viele namenkundliche Befunde der Gegenwart sprachliche Verteilungen wiedergeben, die weit in die Geschichte des Westfälischen, in das Altsächsische (etwa die Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert) und das Mittelniederdeutsche (vom 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts) zurückreichen.

2. ZUR LAUTGEOGRAPHIE DES WESTFÄLISCHEN (zu **Karte 1**) Von Hans Taubken

2.1 ÄLTERE VERSUCHE ZUR ABGRENZUNG DES WESTFÄLISCHEN

Die Dialektgliederungskarte des DSA verwendet zur Abgrenzung des Westfälischen drei sprachliche Erscheinungen:

1. Im Süden ist es das Isoglossenbündel der sog. Zweiten Lautverschiebung, das die niederdeutschen Dialekte von den hochdeutschen (den mitteldeutschen und oberdeutschen) trennt. Nördlich einer Linie, die bei Benrath den Rhein überschreitet und an der Südgrenze des kurkölnischen Sauerlandes verläuft, sind alte *p*, *t* und *k* erhalten geblieben, südlich sind sie „verschoben“ zu (*pf*)/*f*, *ts/ss* und *ch*. Man vergleiche dazu beispielsweise die Mundarten von Arnberg und Siegen: *löpen* : *loufe* 'laufen', *löten* : *losse* 'lassen', *Tiun* : *Zung* 'Zaun', *māken* : *mache* 'machen'. Während zwischen dem Sauerländischen und dem Siegerländisch-Wittgensteinischen die Lautlinien in stark gebündelter Form auftreten (vgl. MÖHN 1962), löst sich das Linienbündel südwestlich des Kreises Olpe in mehrere Isoglossen auf, die als „Rheinischer Fächer“ in die Fachliteratur eingegangen sind (vgl. die *ick/sich*-, *māken/machen*-, *Dorp/Dorf*- und *wat/was*-Linien in **Karte 1**).

2. Die östliche Begrenzung bildet eine Erscheinung aus der Formengeographie. Für 'mir' und 'mich', 'dir' und 'dich' hat das Westfälische zumeist die einheitlichen Dativformen *mī* bzw. *dī*, das Ostfälische und ein angrenzender schmaler Randstreifen des Westfälischen dagegen die Akkusativformen *mick* und *dick* oder *meck* und *deck* (NIEBAUM 1973, 1983, Kt. 11).

3. Als nördliche und westliche Begrenzung dient die Isoglosse der sog. „westfälischen Brechung“ (dazu weiter unten). Dadurch wird aber ein Weststreifen des Westfälischen, das Westmünsterländische und westliche Teile des Vests Recklinghausen, nicht erfaßt.

4. Im Westen und Süden bildet zudem die Grenze des verschiedenartig gebildeten Einheitsplurals im Indikativ Präsens der Verben eine bedeutsame Dialektscheide zu den niederfränkischen und hochdeutschen Mundarten. In den hochdeutschen Mundarten werden (wie in der heutigen Standardsprache) die Formen differenziert gebildet: *wir machen*, *ihr macht*, *sie machen*. Im Niederfränkischen und Niederdeutschen fallen die Flexionsendungen in einer Form zusammen, im ersten Fall auf *-e(n)*, im zweiten Fall auf *-(e)t*; südwestfälisch gilt also z. B.: *fī māket*, *fī māket*, *sai māket*. Dem seit der schriftlichen Überlieferung in altsächsischer Zeit beobachtbaren Einheitsplural auf *-et* schließen sich auch die Mundarten der niederländischen Provinzen Drente und Overijssel sowie

die der Umgebung von Groningen an, die daher – nicht unwidersprochen – häufig zu den niederdeutschen Mundarten gerechnet werden.

Erich NÖRRENBERG hat in seinem Aufsatz „Die Grenzen der Westfälischen Mundart“ eine Karte veröffentlicht, die eine Laut- und eine Wortgrenze zum Inhalt hat: die Isoglosse der westfälischen Kürzendiphthongierung anhand des alten kurzen *o* in offener Silbe im Wort „gebroschen“ und die Wortgrenze von *Rüe* als allgemeiner Bezeichnung für 'Hund' (NÖRRENBERG 1953/54).

Seit William FOERSTES strukturalistischem Ansatz beim Versuch einer Dialekteinteilung des Westfälischen wird die Isoglosse des Zusammenfalls der altlangen und tonlangen *a*-Laute als nordöstliche Begrenzung verwendet und in den letzten Jahrzehnten in den einschlägigen Handbüchern (vgl. FOERSTE 1960, TEEPE 1973²1983; NIEBAUM 1980) bevorzugt (vgl. auch **Karte 1**).

Eine 1983 von Peter WIESINGER publizierte Gliederungskarte des deutschen Dialektraums (dort Kt. 47.4) hat einen westfälischen Kernraum, der im Westen, Süden und Norden durch strukturelle Unterschiede der langen *e*- und *o*-Laute (vgl. dort Kt. 47.2), im Norden und Osten durch die Isoglosse des Zusammenfalls der tonlangen und altlangen *a*-Laute und im Nordwesten von der deutsch-niederländischen Staatsgrenze begrenzt wird; das Emsländische im Norden und ein ostwestfälischer Streifen parallel zur Weser werden dort als „Übergangsgebiete“ zum Nordniederdeutschen bzw. zum Ostfälischen charakterisiert.

2.2 ERLÄUTERUNGEN ZUR ÜBERSICHTSKARTE (Karte 1)

2.2.1 „WESTFÄLISCHE BRECHUNG“

Unter diesem Terminus versteht man die aus ehemaligen Kurzvokalen in offener Silbe und teilweise vor *-r* entstandenen Zwielaute (Diphthonge), die dem Westfälischen weitgehend eigentümlich sind; so wurde etwa alt-sächsisch *le-ban* zu *le^owen* 'leben', as. *wi-tan* zu *wi^oten* 'wissen', as. *ko-kina* zu *Ki^orke* 'Küche' usw.

Insgesamt sind sechs Diphthongqualitäten, die hier typisiert wiedergegeben werden, zu unterscheiden:

e^o (< germ. *e* und dem Sekundärumlaut von *a*): *bre^oken* 'brechen', *de^orsk^on* 'dreschen', *ge^ol* 'gelb', *dwe^ors* 'quer', *twe^olf* 'zwölf';

i^o (< germ. *i* und Primärumlaut von *a*): *bi^owen* 'beben', *Pi^ord* 'Pferd', *gi^owen* 'geben', *Li^opel* 'Löffel', *Mi^olk* 'Milch', *Bi^orke* 'Bach';

o^o (< germ. *o*): *bo^owen* 'oben', *ko^oken* 'kochen', *bro^oken* 'gebrochen', *Kno^oken* 'Knochen', *Ko^orf* 'Korb';

ö^o (< germ. *o* mit Umlaut): *bö^owerste* 'oberste', *Hö^owe* 'Höfe', *Kö^okske* 'Köchin', *Kö^orwe* 'Körbe', *Trö^oge* 'Tröge';

u^o (< germ. *u*): *bu^oken* 'klopfen, schlagen', *But^oter* 'Butter', *Fu^ogel* 'Vogel';

ü^o (< germ. *u* mit Umlaut): *bü^oren* 'heben', *Knü^okel* 'Knöchel', *Nü^orte* 'Nüsse', *Fü^ogel* 'Vogel'.

Von den in weiten Teilen des Westfälischen noch erhaltenen sechs Brechungsdiphthongen, die sich in der Aussprache regional durchaus von den oben typisiert angegebenen Formen unterscheiden können, werden in manchen Mundarten allerdings nur noch vier lautlich unterschieden, in manchen noch weniger. Teilweise sind die Laute, etwa in Ostwestfalen, auch gedehnt worden.

Die in der Legende zu **Karte 1** als Linie 1 eingetragene Isoglosse ist die Linie der weitesten Erstreckung der westfälischen Brechung. Außerhalb dieses Areals werden die ehemaligen Kurzvokale als Kürzen, als geschlossene Langvokale oder als offene Langvokale realisiert. So gilt etwa im Westmünsterländischen und im Lingisch-Bersenbrückischen die Abfolge: *Biäcke* – *Becke* – *Bäke* 'Bach' oder *koaken* – *kocken* – *kōken*. Vor *-g-* oder *-w-* treten noch geschlossene Längen hinzu, etwa: *Vuēgel* – *Voggel* – *Vōgel* – *Vögel* oder *giāwen* – *gewwen* – *gēwen* – *gāwen* (HERDEMANN 1921, BORCHERT 1955, KREMER 1983, TAUBKEN 1985).

Neben der Stellung in offener Silbe können im Südwestfälischen auch in einsilbigen Wörtern Brechungsdiphthonge auftreten, etwa *iäck* 'ich', *siäck* 'sich' usw.; man spricht in diesem Fall von „losem Anschluß“. Die Verbreitung kann innerhalb des Südwestfälischen variieren: In Abb. 1 weist das Areal mit der Aussprache *iäck* 'ich' eine geringere Verbreitung auf, da

sich westlich ein *eck*-Gebiet anschließt; die weiteste Erstreckung zeigt Abb. 19: (*hai*) *hiät* '(er) hat'.

2.2.2 ALTLANGE UND TONLANGE *a*-LAUTE

Die Abgrenzung des Westfälischen zum Nordniedersächsischen (Linie 2 in der Legende von **Karte 1**) wird in der neueren Dialektforschung durch die Grenze des Zusammenfalls bzw. der Unterscheidung der langen *a*-Laute vorgenommen. Neben einem alten langen *a*-Laut, der schon früh zu einem langen offenen *o* verdumpft wurde (das sog. altlange *ā*), entwickelte sich ein zweiter langer *a*-Laut aus dem ehemals kurzen *a* in offener Tonsilbe (das sog. tonlange *ā*). Beide Laute fallen im Nordniedersächsischen zumeist in ein verdumpftes, offenes *ao* (in phonetischer Schreibweise: *ō*) zusammen, während das Westfälische beide Laute deutlich unterscheidet, z. B. im Münsterländischen:

â: *Schōp* 'Schaf', *Blōse* 'Blase', *lōten* 'lassen', *Nōdel* 'Nadel', *schlōpen* 'schlafen', *Hōre* 'Haare' usw.

ā: *māken* 'machen', *klāgen* 'klagen', *Wāter* 'Wasser', *Dāler* 'Taler', *lāte* 'spät' usw.

Das altlange *ā* kann in einigen Regionen aber auch als geschlossenes *o* (Südwestfälisch) oder diphthongiert als *au* (Osnabrückisch) realisiert werden. Bis auf das Hümmlingische (vgl. TAUBKEN 1995a) im äußersten Norden ist jedoch im ganzen Westfälischen stets eine klare Unterscheidung von einem palataleren tonlangen *a*-Laut zu beobachten, während im Nordniederdeutschen die Unterscheidung nicht mehr gegeben ist. Abb. 2 zeigt die lautliche Realisierung von altlangem *ā* im Westfälischen.

2.2.3 MITTELDEUTSCHE LANGÉ *ê*-UND *ô*-LAUTE

Der Diphthongreichtum der ost- und südwestfälischen Mundarten geht zu einem großen Teil zurück auf die Entwicklung der alten *ê*- und *ô*-Laute. In der mittelniederdeutschen Schriftsprache begegnen in der Regel nur einfache *e*- und *o*-Schreibungen für Vokale lautgeschichtlich unterschiedlicher Herkunft, während sich in den heutigen Mundarten ein differenziertes Bild bietet. Die historische Sprachwissenschaft unterscheidet zwischen vier *ê*- (lies: e-eins, e-zwei usw.) und zwei *ô*-Lau-

ten, zu denen noch die jeweiligen Umlaute treten:

md. *ê*¹ (germ. *â* mit Umlaut): *Kê'se* 'Käse', *lê'ge* 'böse', *kwê'men* 'kamen', *gê'we* 'gesund', *Nê'gede* 'Nähe';

md. *ê*² (germ. *ai*): *hê't* 'heiß', *wê'z* 'weh', *Flê'sk* 'Fleisch', *Klê'd* 'Kleid', *Sê'pe* 'Seife', *Stê'n* 'Stein', (*he*) *grê'p* 'griff', (*ick*) *wê't* 'weiß';

md. *ê*³ (germ. *ai* mit Umlaut): *rê'ne* 'rein', *Blê'ke* 'Bleiche';

md. *ê*⁴ (germ. *eo*, *ê*²): *flê'get* '(sie) fliegen', *lê'f* 'liebe', *gê'ten* 'gießen', *schê'ten* 'schießen', *Brê'f* 'Brief', *Tê'gel* 'Ziegel'.

Je ein Wortbeispiel aus einer Ortsmundart der westfälischen Dialektregionen (westmünsterländisch: Vreden, Krs. Borken; münsterländisch: Vorhelm, Krs. Warendorf; ostwestfälisch: Istrup, Krs. Lippe; südwestfälisch: Arnsberg; Hochsauerlandkreis) zeigt die lautlichen Unterschiede:

	Wmünsterl.	Münsterl.	Ostwestf.	Südwestf.
<i>ê</i> ¹ Käse	<i>Kê'se</i>	<i>Kaise</i>	<i>Kaise</i>	<i>Kê'se</i>
<i>ê</i> ² heiß	<i>hê't</i>	<i>hê't</i>	<i>hâit</i>	<i>hâit</i>
<i>ê</i> ³ rein	<i>râin</i>	<i>rain</i>	<i>râin</i>	<i>rain</i>
<i>ê</i> ⁴ fliegen	<i>flê'gen</i>	<i>flaigen</i>	<i>flâigen</i>	<i>flaigen</i>

Die lautlichen Verhältnisse werden dadurch noch etwas komplizierter, daß im Ostwestfälischen md. *ê*² in einen Typ *ê*^{2a} und *ê*^{2b} gespalten ist, wobei der erste Typ mit *ê*¹, der zweite mit *ê*⁴ zusammengeht. In vielen Ortsmundarten wird z. B. zwischen *Stâin* und *Klaid* unterschieden. Diese Spaltung von *ê*² gilt als Abgrenzungskriterium zum Münsterländischen bzw. Südwestfälischen (WORTMANN 1960; TEEPE 1973, 1983, Kt. 4); sie ist in der Legende von **Karte 1** als Linie 4 eingetragen.

Als Beispiele für die langen *ô*-Laute sind folgende Wortbeispiele anzuführen:

md. *ô*¹ (germ. *ô*): *Kô'ken* 'Kuchen', *Fô't* 'Fuß', *dô't* '(sie) tun', *Mô'der* 'Mutter', *Brô'der* 'Bruder', *genô'g* 'genug';

md. *ô*² (germ. *au*): *hô'ge* 'hoch', *Brô't* 'Brot', *verkô'pen* 'verkaufen', *grô't* 'groß';

md. *ô*¹ (germ. *ô* mit Umlaut): *Fô'te* 'Füße', *frô'er* 'früher', *mô'de* 'müde';

md. *ô*² (germ. *au* mit Umlaut): *bô'se* 'böse', *Gô'se* 'Gänse', *glô'we* '(ich) glaube'.

Abb. 3: „Fuß“

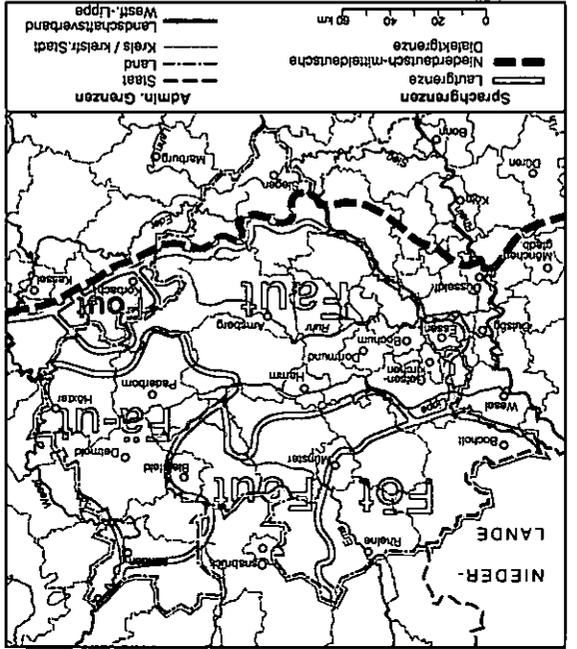


Abb. 4: „Baum“

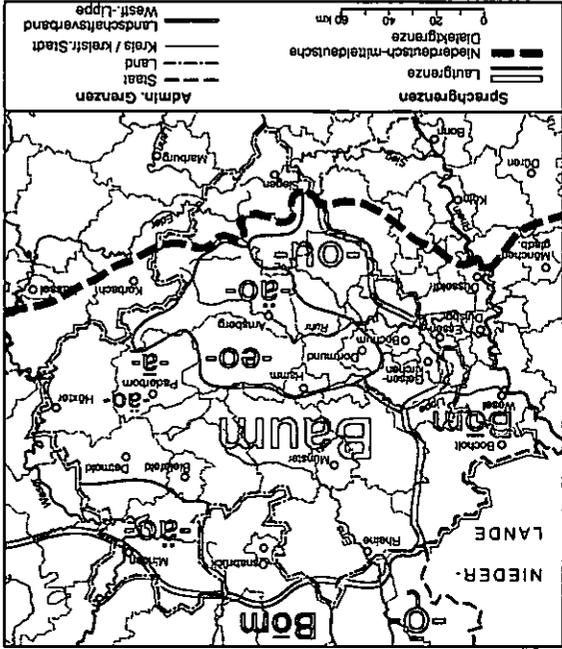


Abb. 1: „ich“

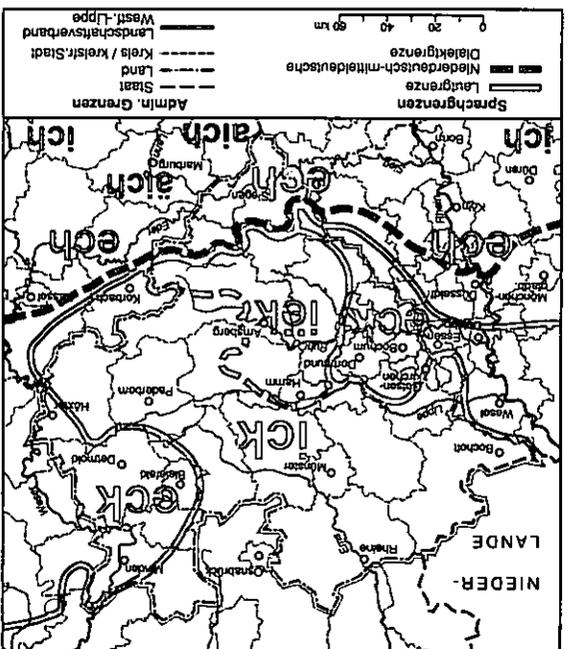
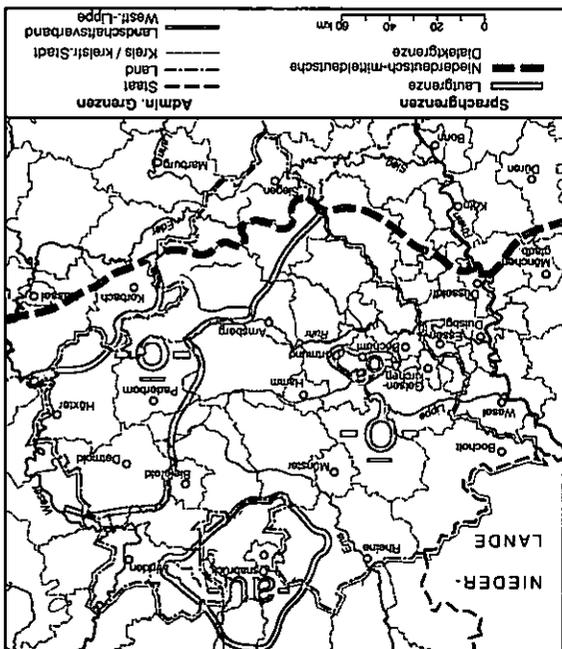


Abb. 2: „altlang a-Laute“



Auch hier ist die lautliche Realisierung in den westf. Dialektregionen unterschiedlich:

	Wmünsterl.	Münsterl.	Ostwestf.	Südwestf.
ô' Kuchen	<i>Köken</i>	<i>Köken</i>	<i>Käoken</i>	<i>Kauken</i>
ô' Brot	<i>Bröt</i>	<i>Braut</i>	<i>Braut</i>	<i>Brout</i>
ô' Füße	<i>Föte</i>	<i>Föte</i>	<i>Foite</i>	<i>Faite</i>
ô' Bäume	<i>Böme</i>	<i>Baime</i>	<i>Boime</i>	<i>Boime</i>

Am Beispiel des Wortes „Fuß“ ist in Abb. 3 die geographische Verbreitung der verschiedenen Realisierungen von mnd. *ô'* zu sehen; Abb. 4 zeigt die Realisierung von mnd. *ô'* am Beispiel des Wortes „Baum“.

Betrachtet man die *ê*- und *ô*-Laute im Zusammenhang, so bilden ihre Realisierungen in den Regionen unterschiedliche Systeme. Da die Grenzen dieser Systeme in etwa mit den bereits aufgrund anderer sprachlicher Kriterien gewonnenen inneren Abgrenzungen der westfälischen Mundartlandschaft übereinstimmen, wird dieser strukturelle Befund seit einigen Jahrzehnten für Einteilungskarten des Westfälischen verwendet (TEEPE 1973, ²1983; NIEBAUM ²1980).

2.2.4 DIPHTHONGIERUNG DER LANGEN *i*-, *u*- UND *ü*-LAUTE

Auch die hohen Langvokale *i*, *u* und *ü* haben in den Einzellandschaften eine verschiedenartige Entwicklung genommen und den Diphthongreichtum vor allem der östlichen und südlichen Regionen erhöht, während das Westmünsterländische und Münsterländische Monophthonge bewahrten. Wortbeispiele sind:

- î*: *bîtet* ' (sie) beißen', *Wîn* 'Wein', *fîf* 'fünf', *blîf* 'bleib!', *drîwen* 'treiben';
û: *Hûs* 'Haus', *jû* 'dein', *Bûren* 'Bauern', *brûn* 'braun', *bûten* 'draußen', *ût* 'aus';
û: *Hûser* 'Häuser', *Fûer* 'Feuer', *Lûde* 'Leute', *Lûse* 'Läuse', *Tûne* 'Zäune'.

Der Westen des Westfälischen, das Westmünsterländische, der größte Teil des Münsterländischen und das märkische Sauerländische haben die monophthongische Aussprache bewahrt: *bîten*, *Wîn*, *fîf*, *blîf*, *drîwen* – *Hûs*, *jû*, *Bûren*, *brûn*, *bûten*, *ût* – *Hûser*, *Fûer*, *Lû(d)e* usw.; der Osten hat diphthongierte Laute wie *bâiten*, *Hous*, *Hôuser* oder wie *buiten*, *Hius*, *Huiser*. Ein beliebter Zungenbrecher, der die Diphthongierungen südlich der Lippe anhand

der Wörter *Tûn* 'Zaun', *Ûle* 'Eule', *Mûs* 'Maus' und *Mûl* 'Maul' illustriert, lautet: „*Op'me Tiune satt ne Iule hätt ne Mius in'ne Miule.*“

Die Abb. 5 und 6 geben die räumliche Verteilung der Langvokale *i* und *u* und der aus ihnen hervorgegangenen Diphthonge anhand der Beispielwörter „Wein“ und „Haus“ wieder. Es wird deutlich, daß sich das westfälische Diphthongierungsgebiet im Niederdeutschen an das angrenzende Ostfälische anschließt.

2.2.5. ENTWICKLUNG IM HIATUS: DIPHTHONGIERUNG ODER TILGUNG

Im gesamten Ost- und Südwestfälischen und noch im Südosten des Münsterländischen ist die sog. Hiattilgung besonders auffällig. Unter einem Hiatus versteht man das Aufeinandertreffen zweier Selbstlaute, etwa in Wörtern wie *nî-e* 'neue', *Frû-en* 'Frauen'. Im Hochdeutschen ist in der Schriftsprache oft ein *-h-* eingefügt, das nicht gesprochen wird: *Mûhe*, *mâhen*, *glûhen*. Dieser Hiatus wird in vielen Mundarten beseitigt, entweder durch Diphthongierung des vorderen Vokals (*nâi-e*, *Frau-en*) oder durch den Einschub eines Konsonanten, meist bei gleichzeitiger Kürzung und Senkung des Ausgangsvokals. Die Hiattilgung trat nicht nur bei den Langvokalen *i*, *ü* und *u* ein, sondern auch bei den Diphthongen *âi*, *öi* und *ou*, noch bevor diese sich zu *ai* und *au* entwickelten. Beispiele sind im Wiedenbrückischen die Wörter *Egger* 'Eier', *schreggen* 'schreien', *nâggen*, *naggen* 'nähen', *mâggen* 'mähen', *blôggen* 'blühen', *hoggen* 'hauen' (TAUBKEN 1989).

Die weiteste Verbreitung hat die Hiattilgung durch *-gg-* nach Westen in Wörtern wie *sniggen* 'schneien', *friggen* 'freien' und *Kliggen* 'Kleie' erreicht, die noch Teile des märkischen Kreises mit umfassen; *buggen/boggen* 'bauen' oder *Frugge* 'Frau' dagegen gelten nur in einem etwas nach Osten verlagerten Bereich (vgl. Abb. 7). Im östlichen Kreis Wiedenbrück und im Lippisch-Ravensbergischen allerdings geht das eingeschobene *-gg-* in einigen Wörtern zu einem palatalen *-j-* über, z. B. in *schnëijen*, *drëijen*, *Eijer*, *glöüjen*, *nâijen*, nach dunklen Vokalen (*a*, *u*, *o*) im Nordosten in einem Gebiet, das bis zum Osnabrückischen reicht, häufig zu *-ww-*, *-bb-* bzw. *-mm-*. Hier heißt es daher *Friuwe*, *Frubbe*, *Frumme* statt *Frugge*, (*he*) *driüwet* statt *drögget* 'droht' usw.

Beim Wort „rein“ tritt in einem kleinen Areal um Verl und Gütersloh Hiattilgung zu *reggen* ein (wohl aus **rai-en*). Hier haben interessanterweise auch einige Wörter hiattilgendes -*ww-*, -*bb-* und -*mm-*, die eigentlich keine Hiatusposition aufweisen; dort wird etwa das Wort *Pogge* 'Frosch' zu *Pommen*, *Powwen*, *Pobben* oder der *Roggen* zu *Rommen*, *Rowwen*, *Robben*.

Im lokalen Ortsspott Rietbergs wird die andersartige Weise der Verler, den Hiatus zu tilgen, gerade mit diesen beiden Wörtern charakterisiert: *Satt nen Pomm in Romm, kam ne Frumm, dreif den Pomm out'n Romm*, dagegen in Rietberg: *Satt nen Poggen in Roggen, kam ne Frugge, dreif den Poggen out'n Roggen*. Andererseits wird den benachbarten Ostmünsterländern nachgesagt: *Häggen, mäggen, Schliepstain dräggen*, während man selbst sagt: *Haien, maien, Schläipstain draien* 'Heuen' mähen, 'Schleifstein drehen' (TAUBKEN 1989).

Die Hiattilgung läßt sich auch bei den Familiennamen in Ostwestfalen beobachten: Den hier typischen Namen *Niggemann*, *Niggemeier* und *Tigges* entsprechen im westlichen nicht-hiattilgenden Gebiet *Niemann* 'Neumann', *Niemeier* 'Neumeier' und *Thies* 'Matthias' u. ä.

2.3 AUSWAHL WEITERER LAUTGEOGRAPHISCHER ERSCHEINUNGEN

2.3.1 *a > o*

Die gerundete Aussprache von *a > o* vor *l* in Wörtern wie *oll* 'schon', *os* 'als' (mnd. *alse*), *olle* 'alle' ist auffällig für die ostwestfälischen Mundarten. Es ist bisher unerklärt, wieso gerade in diesen Wörtern die Rundung eintritt, während sie in anderen vor -*l*, etwa „Ball“ oder „fallen“, unterbleibt.

Die Verbreitung zeigt das Wort *oll* 'schon', kartiert nach dem DSA-Satz „... da waren die anderen schon im Bett“. Im westlichen und südlichen Westfälischen bleibt das *a* erhalten, im Südwestfälischen wird ein unorganisches -*t* angehängt: *alt* (vgl. Abb. 8).

Beim ehemaligen *a* vor *ld/lt*, etwa in den Wörtern „alte“, „kalte“, „bald“, tritt im gesamten westlichen Westfalen Rundung zu *o* ein, so daß es z. B. im Kreis Warendorf noch einheitlich *de olle Mann*, *dat kolle Wäter* und *bolle* heißt. Im nördlichen Teil des Ostwestfälischen erscheint *o* vor *ld/lt* zu *au* diphthongiert (*aule*, *kaule*, *bau-le*); ursprünglich ist offenes kurzes *o* wohl

zunächst zu langem *o* gedehnt worden, und dieses hat sich dann δ^2 angeschlossen. Im Altkreis Büren und im südlichen Paderbornischen heißt es dagegen *balle* (vgl. Westfälisches Wörterbuch, Bd. I, Kt. 4).

Nicht in Zusammenhang mit diesen Entwicklungen vor -*l* bzw. -*ld/lt* steht der Vokalwechsel im Partizipium Präteritum von „bringen“; das westliche und südliche Westfalen hat *bracht* 'gebracht', das nordöstliche Westfalen aber *brocht* (vgl. Abb. 9). In die Abb. eingezeichnet ist zusätzlich die Linie des Übergangs zur *e-* bzw. *ge-*Vorsilbe, die im größten Teil des Westfälischen, wie überhaupt im Norden des Niederdeutschen, in den Partizipialformen der Verben nicht verwendet wird. Das märkische Sauerland hat im nördlichen Teil *ge-*, im südlichen *e-*; letzteres ist auch für das Ostfälische charakteristisch. Wenn im Hochdeutschen heute *ge-* üblich ist, zeigt sich daran der typisch mitteleuropäische Ursprung der Standardsprache, denn auch die oberdeutschen Mundarten bilden ihr Partizip ohne Vorsilbe (Übersichtskarte bei KÖNIG ¹⁰1994, S. 158).

2.3.2 *up / op*

Das frequente Wörtchen „auf“, in vielen Zusammensetzungen gebräuchlich, hat im Westfälischen zwei Lautvarianten: Im Nordwesten und Osten sagt man – wie im anschließenden Nordniedersächsischen – *up*, im Südosten dagegen *op* (vgl. Abb. 10). Das südwestliche Gebiet bildet mit dem Niederrheinischen (vgl. KÖNIG ¹⁰1994, S. 165) und den angrenzenden niederländischen Mundarten eine Einheit. Im Niederländischen ist es die standardsprachliche Form.

Zur *up/op*-Varianz gibt es ein kleines Kuriosum: Auf den Notgeldscheinen der Stadt Münster von 1923 findet man die Schreibung *op*, obwohl hier *up* zu erwarten wäre. Der Verfasser der Texte ist der Mundartautor Karl Wagenfeld; die Schreibung *op* entspricht der Aussprache seiner Heimatmundart von Lüdinghausen, die er den Texten zugrunde gelegt hat.

2.3.3 BEWAHRUNG VON ALTEM -*sk-*

Die alte Konsonantenverbindung *sk* (as. *skaft* 'Schaft', *skeppian* 'schöpfen', *skinan* 'scheinen'), die sich in den meisten niederdeutschen Mundarten – wie in der hochdeutschen Standardsprache – zu *sch* entwickelt hat, ist im Westfälischen und im westlichen Niedersachsen

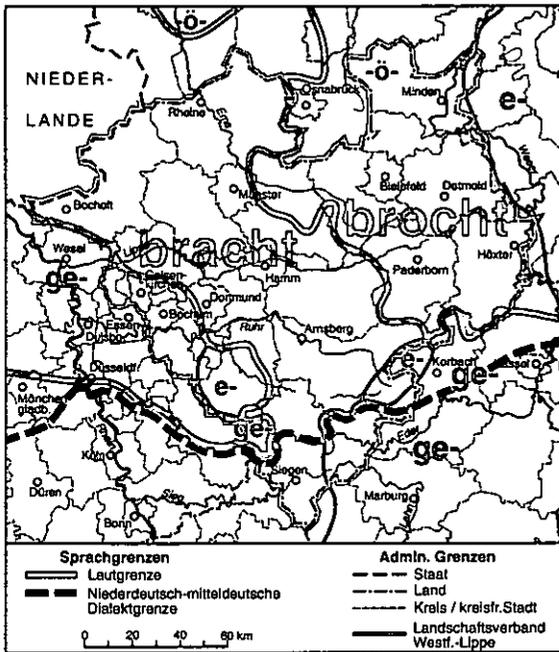


Abb. 9: „gebracht“

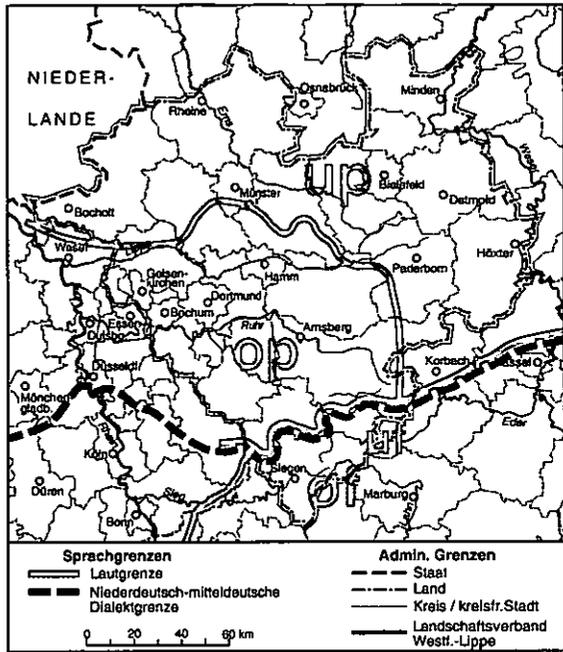


Abb. 10: „auf“



Abb. 11: „waschen“, „(ich) soll“

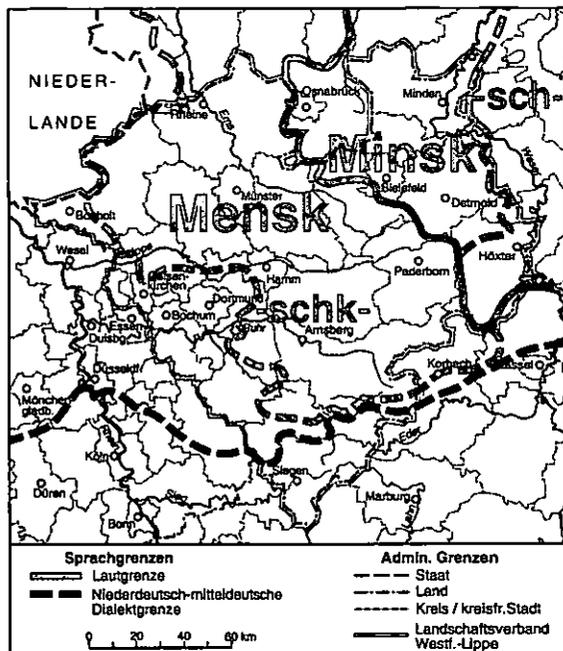


Abb. 12: „Mensch“

(Emsland, Ostfriesland) weitgehend erhalten geblieben.

Im Anlaut ist allerdings der Übergang zum *sch* durch die Aussprache *s-ch* (*s* gefolgt von einem velaren *ch*) schon relativ weit vorgeschritten, teilweise ist er auch bereits vollständig durchgeführt: z. B. *S-chōp* 'Schaf', *S-chi'pel* 'Scheffel', *S-chapp* 'Schrank' (neben jüngerem *Schōp*, *Schi'pel* und *Schapp*).

Anders jedoch im In- und Auslaut. Bis auf ein kleines Areal im östlichen Hochstift Paderborn, das sich an das Ostfälische anschließt, das Märkische, westliche Teile der Altkreise Borken und den Altkreis Olpe ist *sk* durchgehend erhalten geblieben: etwa inlautend in den Wörtern *Aske* 'Asche', *dī'rsken* 'dreschen', *wasken* 'waschen', *Wiske* oder *Wiske* 'Wiese'. Teilweise ist *sk* allerdings zu *sch-k* fortentwickelt, so daß vor allem im südlichen Münsterländischen *Aschke*, *dī'rschken*, *waschken*, *Wischke* gesprochen wird. Das gleiche gilt auch für auslautendes *sk* in *Busk* 'Busch', *Disk* 'Tisch', *Fisk* 'Fisch' usw. sowie für das Wort *Mensk* 'Mensch', dessen Vokal im Nordosten des Westfälischen in nordniedersächsischer Weise als *i* erscheint (vgl. Abb. 12) usw. Abb. 11 zeigt das Areal mit erhaltenem *-sk-* am Beispiel des Wortes „waschen“.

Das Hilfsverb „sollen“:

Das altsächsische Wort *skulan* 'sollen' zeigt eine vom Vorhergehenden abweichende Entwicklung. Übereinstimmend mit der hochdeutschen Standardsprache ist der *sk*-Anlaut im überwiegenden Teil des Westfälischen durch *s* ersetzt worden, so daß es z. B. im Münsterländischen *sollen*, (*ick*) *sall*, (*du*) *saft*, (*se*) *söllt* usw. heißt. Lediglich das Minden-Lübbeckische schließt sich der nordniedersächsischen Aussprache mit anlautendem *sch-* an: *schullen*, (*ick*) *schall*, (*du*) *schafft*, (*se*) *schöllt* usw. (TAUBKEN 1985, S. 363-366, Kt. 50 und 51).

Die Isoglosse von anlautendem *sch-* bzw. *s-* im Wort „sollen“ ist anhand des Beispiels „(ich) soll“ in Abb. 11 als gepunktete Linie eingetragen.

2.3.4 *de'rde* / *drüdde* 'dritte'

Die Erscheinung, daß das *r* in einer Reihe von Wörtern seine Position verändert, ist, im Vergleich zum Hochdeutschen, im Niederdeutschen und im Niederländischen besonders häufig zu beobachten. Auch im Westfälischen ist die sog. *r*-Metathese reichlich belegt, etwa in münster-

ländischen Wörtern wie: *Fu'rsk* 'Frosch', *Bo'rn* 'Brunnen', *dī'rsken* 'dreschen', *Ku'rstē* 'Kruste', *Bu'rst* 'Brust', *draff* 'darf'.

Das gleiche Phänomen liegt auch beim Zahlwort „dritte“ vor, das im Westfälischen geographisch deutlich abgrenzbar in einem nordwestlichen Areal als *dearde*, *dīärde*, *dāde* oder ähnlich gesprochen wird, während die entsprechende Kardinalzahl meist *drai* oder *dräi* lautet (vgl. Abb. 13).

Die ostwestfälischen *dridde*-Formen spiegeln den schon im Altsächsischen überlieferten Lautstand wider, während die südwestfälischen *drüdde*-Formen aus *dridde* gerundet sind, möglicherweise unter Einfluß des Neutrums as. *thriu*, mnd. *drū*.

2.3.5 ANLAUTENDES *tw-* > *dw-* IN *twingen* UND *twiärs*

Während anlautendes *d-* im großen und ganzen im Westfälischen erhalten geblieben ist (*Dach* 'Tag', *drinken* 'trinken', *Düwel* 'Teufel') wurde in zwei Wörtern die Konsonantenverbindung *dw* fast im gesamten Westfalen durch *tw* ersetzt. Die Isoglosse *dwingen/twingen* sowie fast gleichverlaufend auch *dwärs/twiärs* erstreckt sich in West-Ost-Richtung. Ehemaliges germ. *þ* (*th*) entwickelte sich zuerst im Althochdeutschen, später auch im Niederdeutschen zu *d* (vgl. engl. *that* hd. *das*, (to) *think* hd. *denken* usw.). Die Lautverbindung *þw-* wurde daher zu *dw-*, das sich im Hochdeutschen zu *tw-* und schließlich analog zur Zweiten Lautverschiebung zu *zw-* weiterentwickelte. Offenbar ist das aus *dw-* entstandene *tw-* beim Wort „zwingen“ noch weit in das Westfälische eingedrungen, ebenso in das benachbarte Niederrheinische. Etwa die gleiche Verteilung zeigt, wengleich anderer lautgeschichtlicher Herkunft, auch der Anlaut von „quer“, das im Norden *dwär*, im Süden *twiärs* lautet.

Mit der Entwicklung *dw-* > *tw-* ist (hinsichtlich des Übergangs von Stimmhaftigkeit zur Stimmlosigkeit) vergleichbar die von altem *wr-* und *wl-* > *fr-* und *fl-* in Wörtern wie *Wrāse* > *Frāse* 'Rasen, Grassode', *wringen* > *fringen* 'ringen', *wriwen* > *friwen* 'reiben'; auch in spezifisch niederdeutschen Wörtern wie *Wrōte* > *Frōte* 'Maulwurf', *wrenken* > *frenken* 'wiehern', *wlak* > *flak* 'lau', *wlōm* > *flōm* 'trübe' usw., die aber sämtlich nicht zu einer so deutlichen geographischen Differenzierung geführt haben wie *dwingen/twingen* und *dwärs/twiärs* (TEEPE 1973²1983).

Abb. 15: „finden“

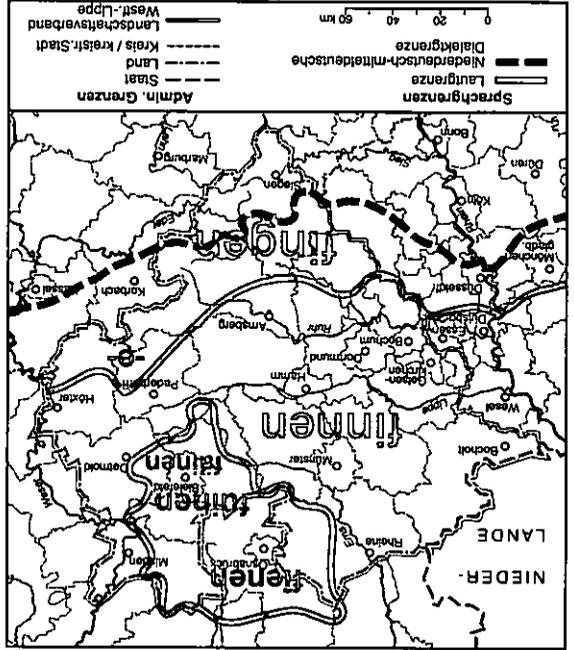


Abb. 16: „wir“

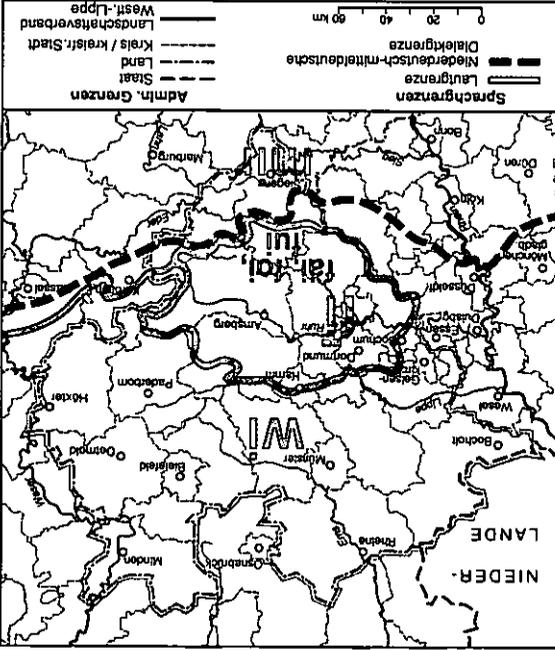


Abb. 13: „dntic“

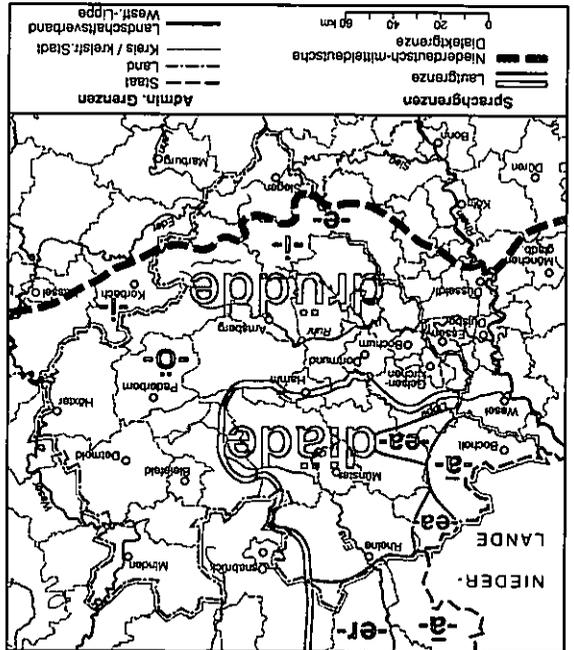
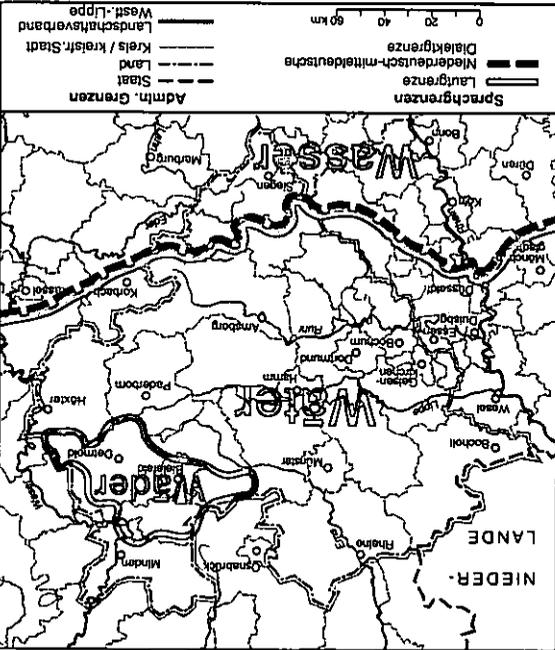


Abb. 14: „Wasser“



2.3.6 INTERVOKALISCHES -t- > -d-

Eine Besonderheit zeigen vor allem die ravensbergischen und lippischen Mundarten; während im übrigen Westfälischen intervokalische alte -t- nur gelegentlich in Einzelwörtern zu -d- lenisiert werden, tritt diese Erscheinung hier systematisch auf. Im Varuslied in lippischer Mundart heißt es eingangs: „Met der grauden frechen Schniuden, keumen mol viel Keerls van biuden ...“ Im benachbarten Münsterland wäre hier *graute*, *Snute* und *buten* zu erwarten. So entspricht münsterländisch *Wäter* 'Wasser' z. B. in Hiddenhausen, Altkreis Herford (Belege nach SCHWAGMEIER 1908, S. 53, 55 und passim), *Wäder*, münsterl. *Strōte* – entspricht *Schtraude* 'Straße', *lōten* – *lauden* 'lassen', *biäter* – *biäder* 'besser', *smīten* – *schmuiden* 'schmeißen', *bōten* – *boiden* 'heizen', *Kiätel* – *Kiädel* 'Kessel', *stauten* – *schoiden* 'stoßen', *Rūte* – *Riuden* 'Fensterscheibe', *Sünt Mārtin* – *Sünne Māden* 'Sankt Martin', *Katte* – *Kadden* 'Katze', *bitter* – *bidder* 'bitter', *sitten* – *sidden* 'sitzen', *bīten* – *buiden* 'beißen' usw. (ebenso werden gelegentlich alte -p- zu -b- lenisiert: münsterl. *kaupen* 'kaufen', *slōpen* 'schlafen' und *uopen* 'offen' werden zu *käobm schlōbm* und *uabm*).

Abb. 14 zeigt das geschlossene Verbreitungsgebiet der erweichten intervokalischen t-Laute am Beispiel des Wortes „Wasser“.

2.3.7 DEHNUNG VOR -nd UND -ld

Im nördlichen Ostwestfälischen ist die Dehnung von *i*, *e* und *u* vor -nd bzw. -ld auffällig. Das Gebiet reicht vom südlichen Bersenbrückischen bis zum Rietbergischen, vom östlichen Tecklenburgischen bis in das Mindensche. Südlich und westlich heißt es z. B. *dat Kind*, *de Wind*, *finnen*, im Dehnungsgebiet aber *Kīnd*, *Kuind* und *Kēind*, *Wīnd*, *Wuind* und *Wēind* und *finen*, *fuinen* und *fēinen*. Altes kurzes *i* wurde hier zunächst gedehnt und dann entsprechend dem historisch langen *î*-Laut im Ravensbergischen zu *ui* und im Rietbergischen zu *ēi* diphthongiert (vgl. dazu Abb. 5 „Wein“). Entsprechendes gilt für kurzes *e* in *wēinen* '(Heu) wenden' und *u* in *founen* 'gefunden' (*u* > *ū* > *ou*). Dehnung und anschließende Diphthongierung (analog zur Entwicklung von *ê*² bzw. *ê*³) vor -ld begegnet im Wort „Feld“, statt Ostmünsterländisch *up't Feld* (oder *uppen Felle*) heißt es im Rietbergischen *uppen Faile* (TAUBKEN 1989).

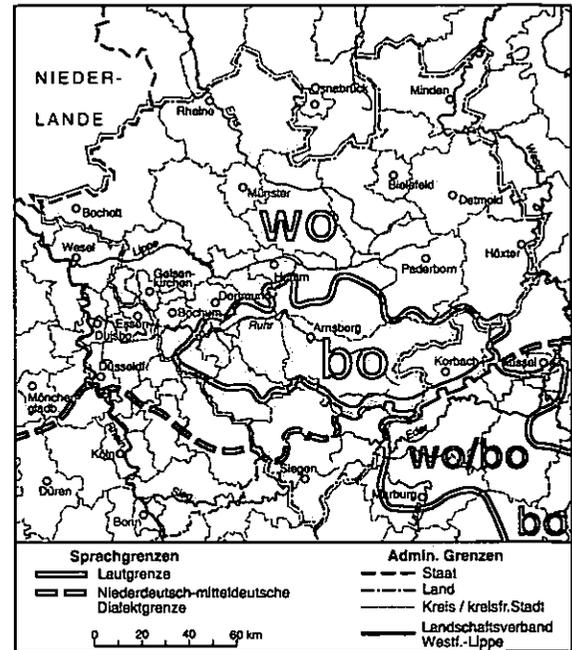


Abb. 17: „wo“

Das Verbreitungsgebiet der Dehnung vor -ld bzw. -nd wurde auf der Grundlage des Wortes „finden“ kartiert (vgl. Abb. 15).

2.3.8 -nd- > -ng-

Am vorab angeführten Wort „finden“ läßt sich noch eine weitere lautliche Erscheinung zeigen, die im Westfälischen nur den Süden betrifft. Während -nd- im übrigen Westfälischen und darüber hinaus fast im gesamten Niederdeutschen durch Assimilation zu -nn- geworden ist (*finnen*, *binnen* usw.), wurde in einem Streifen, der sich vom Rheinländischen bis hin zum Ostmitteldeutschen erstreckt, die Verbindung -nd/nt- zu -ng- gutturalisiert. Anstelle von nördlichem *binnen* 'binden' steht *bingen*, statt *finnen* – *fingen*, statt *Linne* 'Linde' – *Linge*; entsprechend gilt: *schingen* 'schinden', *Winge* 'Winde', *wingen* 'winden', *Enge* 'Ende', *Hänge* 'Hände', *Länger* 'Länder', *anger* 'ander', *Schänge* 'Schande', *bungen* 'gebunden', *ungen* 'unten', *fungen* 'gefunden'. Am ausgeprägtesten scheint die Entwicklung von *nd* > *ng* nach *i* zu sein, weniger nach *u*, *a*, *e*; die Lautform *ungen* 'unten' hat eine deutlich geringere Verbreitung als die in Abb. 15 dargestellte Verbreitung von *fingen*, und *anger* 'ander' ist z. B. nur aus wenigen Orten im Süden nahe der niederdeutsch-mitteldeutschen Sprachgrenze belegt (SCHIRMUNSKI 1962, S. 140; TAUBKEN 1988).

2.3.12 '(er) hat'

Das Hilfsverb 'haben' lautet im Westfälischen *hävwen* oder *hävben* bzw. *hämm*. Eine geographisch unterschiedliche Verteilung hat besonders die 3. Person Singular Präsens Indikativ (vgl. Abb. 19). Das Westmünsterländische, das nördliche Münsterländische und ein kleines Areal des Ostwestfälischen verwenden gemeinsam mit einem Teil des nordwestlich anschließenden Bersenbrücker Landes und dem Emsland *he häff* (das Gebiet mit der *häff*-Aussprache reicht vom Ijsselmeer bis Vechta, von Papenburg bis Dülmen; vgl. dazu KLOEKE 1959). Das restliche Westfälische aber – wie ganz Norddeutschland – verwendet eine Form mit auslautendem *-t*: *he hätt* bzw. *he hiätt*. Ursprüngliches *as. habīt, havid* hat sich hier in unterschiedlicher Weise weiterentwickelt: Im ersten Fall trat aufgrund des *i* der Endsilbe Umlaut ein; dieses nebentonige *i* wurde dann zu *e*, und schließlich fiel die gesamte Endung ab: *habīt* > *häff*. Diese Endungsabschwächung ist in den nördlichen Mundarten in der 2. und 3. Pers. Präs. Ind. generell zu beobachten, etwa in (*he*) *löpp* (sauerl. *läöpet*), (*he*) *süpp* (sauerl. *siupet*) usw. Im Süden trat ebenfalls Umlaut und Abschwächung des *i* ein; hier blieb die Endsilbe jedoch erhalten, der inlautende Konsonant mit dem folgenden geschwächten *e* fiel aber aus: *ha(bi)t* > *hätt*.

Dieser an sich die Formengeographie betreffende Sachverhalt ist auch lautgeographisch von Bedeutung durch die sauerländische Aussprache *hiätt*. Hier wurde im Zuge der Entwicklung der Kürzen in offener Silbe das zu *-ä-* umgelaute *-a-* zunächst durch einen Diphthong ersetzt (*hiävet*), bevor der schwachtonige Endsilbenvokal ausfiel. Die Aussprache *hiätt* steht daher wohl nicht in Zusammenhang mit der Diphthongierung von Kurzvokalen in Wörtern, die niemals in offener Silbe standen (wie *iäck* usw.), sondern ist hier durch die spätere sprachgeschichtliche Entwicklung des Wortes 'haben' bedingt.

Als Grundlagen für die Erstellung der Karten wurden verwendet:

- a) die Fragebogen und die Manuskriptkarten des Deutschen Sprachatlas, Marburg (1880ff.),
- b) die Fragebogen 22 und 23 des Westfälischen Wörterbuch-Archivs, Münster (1975–1978),
- c) das Zettelarchiv des Westfälischen Wörterbuchs, Münster.

3. WORTGEOGRAPHIE: 'WEISSKOHL' UND 'SPÄTE, LÄNGLICHE PFLAUME' (zu Karten 2.1 und 2.2) Von Robert Damme

3.1 VORBEMERKUNGEN

Die Wortgeographie geht von der Tatsache aus, daß bestimmte Lebewesen, Gegenstände und Sachverhalte in verschiedenen Orten mit unterschiedlichen Wörtern benannt werden oder daß ein bestimmtes Wort in verschiedenen Orten unterschiedliche Dinge bezeichnet bzw. unterschiedliche Bedeutungen hat. Aus dem Wortschatzbereich „Nahrungsmittel, Speisen“ sei etwa auf das Weizenbrötchen verwiesen, das in der westfälischen Umgangssprache *Brötchen* heißt, in Berlin *Schrippe* und in Wien *Semmel*, oder auf den etwa faustgroßen, runden, in Fett gebackenen Kuchen, der gern zur Karnevalszeit verzehrt wird: In Westfalen heißt dieser Kuchen *Berliner*, in Berlin *Pfannkuchen* und in Wien *Krapfen*. Und der gebratene flache Klobß aus zerkleinertem Fleisch heißt in Westfalen *Frikadelle*, in Berlin *Bulette* und in Wien *Fleischlaberl* (EICHHOFF 1977/78, Bd. 2, S. 13–18, Karten 59, 61, 65). Diese auf der Ebene der Umgangssprachen zu beobachtenden geographischen Differenzierungen treten in den Mundarten in noch größerem Maße auf, und zwar besonders in Wortschatzbereichen, in denen die Hochsprache nicht oder erst sehr spät normierend wirkte. Dies gilt etwa für den Bereich „Nahrungsmittel, Speisen“, aus dem die genannten Beispiele stammen.

Zu diesem Bereich gehören auch 'Weißkohl' und 'Zwetschge', um die es im folgenden gehen soll. Unter der Vielzahl möglicher Beispiele fiel die Wahl auf 'Weißkohl' und 'Zwetschge', weil sie typisch westfälische Sprachphänomene erkennen lassen: Das Mundartwort *Kumpest* für 'Weißkohl' gehört zu den wenigen exklusiven lexikalischen Merkmalen des Westfälischen, d. h. zu den Wörtern, die nur in Westfalen vorkommen; es hebt das Westfälische von den benachbarten Mundartregionen ab. Das westfälische Dialektgebiet gliedert sich in kleine Mundarträume auf, die durch mehr oder weniger scharfe Sprachgrenzen bzw. Isoglossen voneinander getrennt sind. Eine für das Westfälische bedeutende sprachliche Binnengrenze soll am Beispiel 'Zwetschge' erläutert werden.

Die beiden Karten basieren auf Fragebogenmaterial, das 1950 im Norden der damaligen Bundesrepublik Deutschland für den geplanten

„Niederdeutschen Wort-Atlas“ (NWA) erhoben wurde; ein zweiter Fragebogen wurde 1965 verschickt. Die Publikation des NWA konnte jedoch nicht realisiert werden; einige Karten erschienen in Einzelveröffentlichungen in der Zeitschrift „Niederdeutsches Wort“ (FOERSTE 1961, FOERSTE 1965, KRUPPA-KUSCH/WORTMANN 1964, SCHOPHAUS 1967) oder wurden von William FOERSTE für seinen „Wortgeographischen Aufbau des Westfälischen“ (FOERSTE 1958) verwendet. Eine Sammlung von Manuskriptkarten befindet sich im Archiv des Westfälischen Wörterbuchs in Münster. Zur Ergänzung mit herangezogen wurde für diesen Beitrag Fragebogenmaterial des „Deutschen Wortatlas“, Marburg (DWA), das 1939 und 1940 im gesamten deutschen Sprachraum verschickt wurde. Im einzelnen wurden die Antworten auf folgende Fragen ausgewertet: 1. für 'Weißkohl' NWA 1,41 (Wie heißt in Ihrer Mundart das Wort für 'Weißkohl'?), DWA 143 ('Rotkraut [Kohlart]') und DWA 146 ('Sauerkraut'); 2. für 'Zwetschge' NWA 1,44 ('die späte, längliche Pflaume'), NWA 1,43 ('die frühe, rundliche Pflaume') und DWA 122 ('Pflaume [nicht besondere Sorte]'). Die zugrundeliegenden Fragen und damit auch die darauf basierenden Karten sind onomasiologisch ausgerichtet, sie zielen auf die Ermittlung bzw. Darstellung der für 'Weißkohl' bzw. 'Zwetschge' in der Mundart verwendeten Wörter ab. Sie sind nicht semasiologisch ausgerichtet; die Erfassung bzw. Darstellung der Bedeutung(svielfalt) spielt keine Rolle. Insofern sind den folgenden Ausführungen in bestimmten Punkten Grenzen gesetzt.

Bei der Beschreibung der behandelten Wörter sind verschiedene Ebenen zu unterscheiden: die Wortbelege und der auf diesen basierende, aber typisierte Wortansatz; in einigen Fällen ist sinnvollerweise zwischen diesen beiden Ebenen eine dritte Ebene anzusetzen: die Subtypen. Die verschiedenen Ebenen werden in der Notation deutlich unterschieden. Belege aus Fragebogen werden in Anführungsstriche gesetzt; für die hier gewählten Beispiele werden in den Fragebögen u. a. folgende Formen gemeldet: „Kumpst“, „Kumst“, „Kumms“ usw. sowie „Pruume“, „Priume“, „Brumme“, „Ploume“, „Pliume“, „Plume“, „Plumme“ usw. In den **Karten 2.1** und **2.2** erscheinen die Belegorte als kleine gefüllte Kreise, wenn sie innerhalb, und als gefüllte Quadrate, wenn sie außerhalb des Hauptverbreitungsgebietes ihres Worttyps vorkommen. In der Regel werden die z. T. stark voneinander abweichenden mundartlichen

Belege zu typisierten Wortansätzen oder Worttypen zusammengefaßt, die im folgenden Text in Kursivdruck erscheinen; die genannten Belege werden den Wortansätzen *Kumpest* und *Prüme* zugeordnet. In den Karten erhalten die Gebiete mit unterschiedlichen Worttypen deutlich voneinander zu unterscheidende Hintergrundfarben. Zuweilen erweist es sich als sinnvoll, unter einem Wortansatz zwei oder mehrere Subtypen, die in Spitzklammern eingeschlossen werden, zu unterscheiden; so können die unter dem Wortansatz *Prüme* zusammengefaßten Belege einem Subtyp mit *pr-* und einem zweiten mit *pl-*Anlaut zugeordnet werden: ›Prüme‹ und ›Plüme‹. In den Karten haben die Verbreitungsgebiete der verschiedenen Subtypen eines Wortansatzes zwar eine identische Hintergrundfarbe, die Symbole erscheinen aber in unterschiedlichen Farbtönen. Zur Beschriftung der Verbreitungsgebiete der einzelnen Wörter werden auf den Karten die Subtypen verwendet, die Worttypen nur dann, wenn eine Untergliederung in Subtypen nicht erfolgte.

3.2 'WEISSKOHL'

Folgende Sorten des Gemüsekohls (*Brassica oleracea*) werden unterschieden (HEGI 1906ff., Bd. 4,1, S. 242–252, bes. 245–249): 1. Grünkohl (var. *acephala*), bei dem die Blätter sich nicht zu einem Kopf zusammenschließen; 2. Wirsingkohl (var. *Sabauda*), bei dem die Blätter zu einem lockeren Köpfchen vereinigt sind; 3. Kopfkohl (var. *capitata*), bei dem die Blätter sich vor der Blütezeit zu einem festen Kopf zusammenschließen und bei dem man aufgrund der Färbung zwei Sorten unterscheidet: den Weißkohl (subvar. *alba*) und den Rotkohl (subvar. *rubra* oder *purpurea*); 4. Rosenkohl (var. *gemmifera*) mit halbgeschlossenen Endköpfchen und zahlreichen geschlossenen Seitenköpfchen; 5. Kohlrabi (var. *gongylodes*), bei dem der Stengel am Boden kugelig angeschwollen ist; 6. Broccoli (var. *Botrytis* subvar. *cymosa*), dessen Blütenstand fleischig und in spargelähnliche Äste aufgelöst ist, die an der Spitze kopffartige Knäuel tragen, und Blumenkohl (var. *Botrytis* subvar. *cauliflora*), dessen Blütenstand zu einer weißlichgelben, käseartigen Masse verdickt ist.

Eine der frühen heimischen Kohlsorten dürfte der Grünkohl gewesen sein, eine Sorte, die nur wenig Pflege bedarf. Demgegenüber ist der Kopfkohl in Deutschland erst seit dem 11. Jahrhundert bezeugt. Ob er – wie andere Kohlsor-

ten – aus dem Mittelmeerraum eingeführt oder nördlich der Alpen gezüchtet worden ist, läßt sich nicht sicher ermitteln.

Thema der Karte 2.1 ist der weiß gefärbte Kopfkohl, der 'Weißkohl' (*Brassica oleracea* var. *capitata* subvar. *alba*). Der Weißkohl ist Grundlage zahlreicher Speisen; außer zu Salat und Gemüse wird er vor allem zu Sauerkraut verarbeitet.

3.2.1 WORTKUNDE

Einen Überblick über die im deutschen Sprachraum belegten Worttypen verschafft MARZELL 1943–1979, Bd. 1, Sp. 643–657. In Westfalen kommen drei gebietsbildende Worttypen für den 'Weißkohl' vor: *Kappes*, *Kumpest* und *Wit-kō²l*. Unter dem Worttyp *Kappes* sind die Subtypen ›Kappes‹ und ›Kabūs‹ zu unterscheiden.

Kappes ist das Wort des westlichen Westfalens. Es gilt im Münsterland, im märkischen Sauerland und im Siegerland. Zugrunde liegt allem Anschein nach das lateinische Wort *caputium* bzw. *caputia* (eine Ableitung von lat. *caput* 'Kopf'). Dieses entwickelte sich im 10./11. Jahrhundert weiter zu *capucium* bzw. *capucia* und wurde auf zweierlei Weise ins Deutsche entlehnt: 1. Die Form ›Kappes‹, die bereits bei HILDEGARD VON BINGEN in der „*Physica*“ (12. Jh.) belegt ist, stammt möglicherweise ohne Vermittlung über eine dritte Sprache direkt vom mittellateinischen Wort ab. Die Betonung ist hier, wie im Germanischen üblich, auf die erste Silbe gerückt. 2. Die Form ›Kabūs‹, die in Glossenbelegen bereits seit dem 11. Jahrhundert im Deutschen bezeugt ist, ist dagegen vermutlich über eine romanische Sprache vermittelt worden, die die romanische Lenisierung von *p* zu *b* mitgemacht hat; außerdem ist hier noch die Betonung auf der zweiten Silbe erhalten. Im Norden des deutschen Sprachraums könnte ›Kabūs‹ über das Niederländische (nll. *kabuis*; mnl. *cabuus*, *cabuys*) aus dem Französischen (*chou cabus*) entlehnt worden sein (REITZ 1964, S. 575–577).

›Kappes‹ ist verbreitet im Süden und Südwesten des Münsterlandes, im Gebiet westlich einer Linie Dortmund–Biggesees sowie im westfälischen Süden mit dem Siegerland, dem Gebiet um Olpe und um Winterberg. Dieses westfälische Gebiet schließt sich an das große ›Kappes‹-Areal im Rheinland an. ›Kabūs‹ ist verbreitet im Zentrum, im Osten und im Norden des Münsterlandes. Ein „*kabust*“-Beleg aus

einem münsterländischen Vokabular des 15. Jahrhunderts (DAMME 1995) macht deutlich, daß der Subtyp ›Kabūs‹ bereits früh im Münsterland vorhanden war und seine Entlehnung nicht mit dem Aufschwung der holländischen Gartenbauwirtschaft im 18./19. Jahrhundert zusammenhängt (so REITZ 1964, S. 577). Dieser Subtyp fehlt lediglich im Süden, in dem Gebiet südlich einer Linie Vreden–Dülmen–Ahlen. Das Emsland hat dieses Wort ebenfalls, und so erweist sich das Münsterland als Teil eines nordwestlichen ›Kabūs‹-Wortareals. – In der Nähe der Isoglosse zwischen den beiden Subtypen sind zahlreiche Mischformen belegt; etwa „Kappus“ oder „Kabbes“.

Kumpest ist das Wort, das in den größten Teilen Ost- und Südwestfalens gilt. Im Norden erstreckt es sich noch ins Osnabrücker Gebiet; einen Anschluß an ein großräumiges Wortareal hat es nicht. Das Simplex in der Bedeutung 'Weißkohl' ist nur in Westfalen verbreitet: Nicht berücksichtigt sind hierbei die östlichen Belege aus Pommern und Preußen, die westfälische Siedler dorthin mitgenommen haben (REITZ 1964, S. 594–602). Lediglich im Raum um Bremen gilt das Kompositum *Kumpest-kō²l* (REITZ 1964, Karte 4, S. 612), in dem *Kumpest* in seiner Ursprungsbedeutung erhalten ist: 'Kohl, der zu *Kumpest* verarbeitet wird.'

Wie bei *Kappes* handelt es sich auch bei *Kumpest* um eine Entlehnung aus dem Lateinischen, die in der Bedeutung 'eingemachter Kohl' (*lapastis*) bereits im 'Summarium Henrici' (12. Jh.) im Deutschen belegt ist. Zugrunde liegt lat. *compositum*, das Partizip Perfekt Passiv von *componere*, das nach Ausweis der antiken Agrarschriftsteller soviel bedeutet wie '(Früchte und Gemüse) in Salzlake einlegen, würzen und ordnen'. Es hat damit den gleichen Ursprung wie hochsprachliches *Kompost* 'Menge Dünger', das sich im 18. und 19. Jahrhundert als fachsprachliche Bezeichnung der Landwirtschaft in Deutschland verbreitet hat (REITZ 1964, S. 585, Anm. 315), und *Kompott* 'eingemachtes, gedämpftes Obst' bzw. 'Nachtisch', das als junge Entlehnung von frz. *la compôte* anzusehen ist, die sich unter dem Einfluß der feinen französischen Küche in Deutschland verbreitete (REITZ 1964, S. 584f., Anm. 315). Im Gegensatz zu den aus *capucia* entstandenen *Kappes*-Bildungen bezieht sich diese Benennung nicht auf die Kopfform des Kohls, sondern auf die aus Kohl hergestellte Speise.

Wit-kō²l gilt nur im äußersten Osten Westfalens, in den Kreisen Minden, Lippe und Höx-

ter. Dieses Gebiet schließt sich an das große norddeutsche *Wit-kōʔl*-Areal an. Wie die bei den anderen Weißkohl-Wörter ist auch *Kōʔl* vermutlich eine Entlehnung aus dem Lateinischen. Zugrunde scheint lat. *caulis* 'Stengel' zu liegen: Es ist davon auszugehen, daß das Simplex *Kōʔl* entweder 'Kohl allgemein' bedeutet oder aber eine andere Kohlsorte, etwa den Grünkohl, bezeichnete (TEEPE-WURMBACH 1961, S. 161-163). Wenn der Weißkohl *Wit-kōʔl* genannt wurde, so hat *Kōʔl* möglicherweise ursprünglich eine Kohlsorte bezeichnet, die vor allem in der Färbung vom Kopfkohl abwich. Das Kompositum *Wit-kōʔl* ist für das 14. Jahrhundert aus einem nordniederdeutsch-ostfälischen Drogenlexikon belegt.

3.2.2 DAS KUMPEST-AREAL

Das Wort *Kumpest* bezeichnete ursprünglich die aus eingelegten Pflanzen bereitete Speise und nicht die Pflanze selbst. In der ursprünglichen Bedeutung ist *Kumpest* in Glossar- und Vokabulartexten für das Spätmittelalter reich bezeugt. Eine Bedeutungserweiterung von 'Speise' zu 'Speise und Pflanze' läßt sich bereits für die Zeit knapp vor 1400 nachweisen. Zu dieser Zeit ist im westlichen Ostfalen, im Gebiet zwischen Weser und Leine, ein mittelniederdeutsch-lateinisches Wörterbuch, der sogenannte 'Vocabularius Theutonicus', entstanden (POWITZ 1963; DAMME 1983), das neben dem einheimischen ostfälischen Wortschatz häufig Wortgut der ostwestfälischen Nachbarmundart verzeichnet: z. B. *bost* 'Baumrinde', *kekel* 'Eiszapfen', *loer* 'Gerber', *lunink* 'Sperling', *rodde* 'Hund'. Dieses Vokabular bietet einen frühen Beleg für *Kumpest* 'Kohlpflanze': *cumpest compositum frigidarium brassica*. Die lateinischen Vokabeln *compositum* und *frigidarium* werden zu dieser Zeit häufig synonym gebraucht; sie bezeichnen beide eine (aus Kohl hergestellte) Speise. Demgegenüber bezeichnet *brassica* die Kohlpflanze (REITZ 1964, S. 589). Da in fast allen Folgefassungen dieses Vokabulars *brassica* wieder getilgt wird, ist zu schließen, daß die Bedeutung 'Kohlpflanze' nicht akzeptiert wurde; sie kann also nicht allgemein verbreitet gewesen sein. Bezeichnenderweise ist das Interpretament *brassica* außer in der Ausgangsfassung des Vokabulars nur in einer westfälischen Folgefassung erhalten geblieben. Dies deutet darauf hin, daß *Kumpest* in der erweiterten Bedeutung bereits im 15. Jahrhundert zumindest in östlichen Teilen von Westfalen gelolten hat.

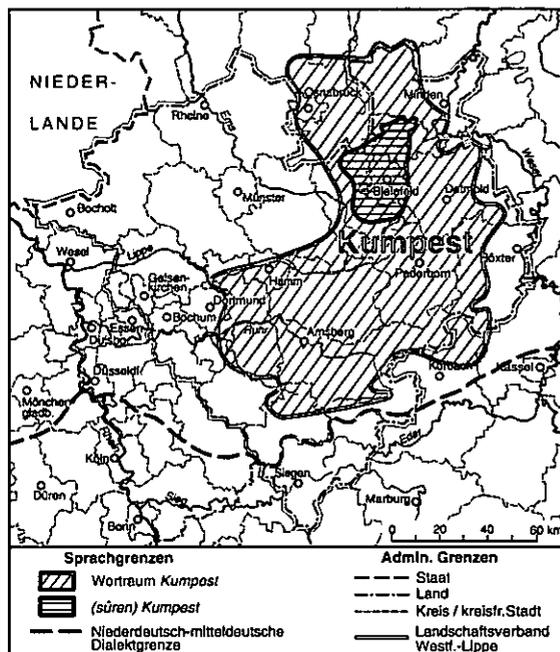


Abb. 1: Das *Kumpest*-Areal

Ostwestfälische Belege für *Kumpest* 'Kohlkopf' liefern für die späteren Jahrhunderte der Lemgoer 'Nomenclator Latino-Saxonicus' des Rostocker Professors Nathan CHYTRAEUS von 1590 und das 1756 gedruckte „Idioticon Osna-brvgense“ des Johann Christoph STRODTMANN 1756. Bis zur ersten Hälfte dieses Jahrhunderts scheint *Kumpest* zumindest in einigen ostwestfälischen Gegenden noch expansiv gewesen zu sein. So wird für das Dorf Hahlen bei Minden *Kumpest* als entlehnt markiert; echt sei *witten Kōʔl* (FREDERKING 1939, S. 73).

Insgesamt gibt es nur wenige westfälische Kennwörter, d. h. Wörter, deren Verbreitungsareal sich einerseits zumindest weitgehend mit dem Gebiet der politischen Einheit Westfalen deckt (etwa *Rüde* 'Hund', *Schräwe* 'Griebe', *grinen* 'weinen' (FOERSTE 1958, S. 56-69; MÜLLER 1989, S. 34-36) und die andererseits nur in Westfalen vorkommen. Zu diesen wenigen Kennwörtern ist auch *Kumpest* 'Weißkohl' zu rechnen. Die genaue Ausdehnung des *Kumpest*-Gebiets ist der hier beigefügten Textkarte (Abb. 1) zu entnehmen. Abgesehen vom Osna-brücker Raum und einem schmalen Streifen im Waldeckischen ist *Kumpest* 'Weißkohl' heute außerhalb Westfalens nicht mehr belegt.

Daß das Wort *Kumpest* im Osten und Süden des Westfälischen der Ausdruck für den Kohlkopf schlechthin ist, wird deutlich, wenn man einen Blick auf die DWA-Karten 'Rotkohl'

wirft. Im südlichen Teil des *Kumpest*-Areal heißt der Rotkohl *rō²den Kumpest*. Genau aus diesem Gebiet sind für den Weißkohl in einer anderen Abfrage auch Belege mit *wit* zur Spezifizierung des weißen Kohls gemeldet: *witten Kumpest* im Gegensatz zu *rō²den Kumpest*. In diesem südwestfälischen Gebiet ist der *Kumpest* also der allgemeine Ausdruck für den Kohlkopf, wie anderenorts der *Kappes*. Im nördlichen Ostwestfalen, im Ravensbergischen, Lippischen und Mindenschen, heißt der Rotkohl heute zwar *rō²den Kō²l*, doch deuten Reliktbelege aus dem alten Kreis Lübbecke darauf hin, daß hier früher ebenfalls *rō²den Kumpest* gegolten hat und *Kumpest* die allgemeine Bedeutung 'Kopfkohl' gehabt hat.

Im nördlichen Zentrum des *Kumpest*-Areal befindet sich ein kleines Gebiet, das neben 'Kopfkohl' eine weitere Bedeutung von *Kumpest* kennt: 'Sauerkraut' (vgl. Abb. 1 und REITZ 1964, Karte 11, S. 618). Im Spätmittelalter setzte sich eine neue Art der Zubereitung des Weißkohls durch: Der Kohl wurde erst gehobelt und dann in Salzlake eingelegt, während er zuvor in großen Stücken eingelegt und erst hinterher zerkleinert wurde (das alte *Kumpest*). Die aus dieser neuen Art der Zubereitung entstandene Speise ist das Sauerkraut. Die Bezeichnung für 'Sauerkraut' wird in großen Teilen Westfalens gebildet durch die Kombination des Wortes für 'Weißkohl' mit dem Attribut *sūr*: Dort, wo ›Kappes‹ vorherrscht, gilt *sūren Kappes*, dort, wo *Wit-kō²l* vorherrscht, gilt *sūren Kō²l* bzw. *Sūr-kō²l*. Diese Art der Bezeichnung, *sūr* plus Wort für 'Weißkohl', ist nicht in ganz Westfalen verbreitet. Denn fast überall dort, wo ›Kabūs‹ und *Kumpest* vorherrschen, gelten – grob gesagt – Komposita mit *Mō¹s* (TEEPE-WURMBACH 1961, Karten 2 u. 3). *Mō¹s* ist ein altes germanisches Wort und bezeichnet eine breiige Speise, aber auch Pflanzen wie etwa den Grünkohl im Münsterland. An der Grenze zwischen dem südlichem *Sūr-mō¹s*- und dem nördlichem *sūren-Kō²l*-Areal gilt in einem kleinen Gebiet um Herford und Bielefeld für das Sauerkraut *sūren Kumpest* oder gar nur *Kumpest* (REITZ 1964, S. 594; auch Karte 10). Die geographische Verteilung der Belege läßt den Eindruck entstehen, daß im Zentrum dieses Gebiets, zu dem auch noch die alten Kreise Halle und Lübbecke zu zählen sind, sich die *Simplicia* und an den Rändern die Zusammensetzungen häufen. Die Belege mit *sūr*-Attributierung bilden – so hat es den Anschein – einen Saum um ein Zentrum, in dem vorwiegend *Kumpest* belegt ist.

Außerhalb dieses kleinen ravensbergischen Gebietes finden sich in Westfalen so gut wie keine Belege für *Kumpest* 'Sauerkraut'; es ist also nicht auszuschließen, daß *Kumpest* in dieser Bedeutung früher nicht weiter verbreitet war.

3.3 'SPÄTE, LÄNGLICHE PFLAUME'

Die zahlreichen verschiedenen Pflaumensorten ordnet man im allgemeinen zwei Haupttypen, der *Prunus domestica* und der *Prunus insititia*, zu (nach HEGI 1906ff., Bd. 4,2, S. 1106–1112a). Zum Typ Pr. dom. gehören die veredelten, meist größeren Sorten, zum Typ Pr. insit. die nicht veredelten, kleineren, mit *Spelgen*, *Wichter*, *Krē¹ken*, ›Efken‹ o. ä. bezeichneten Sorten. Die Unterschiede zwischen beiden Typen sind fließend, so daß manche Botaniker alle Sorten einem gemeinsamen Typ zuordnen. Im Typ Pr. dom. unterscheidet man in der Regel zwei Subtypen, eine mehr rundliche, im August reife und eine mehr längliche, im September reife Pflaumensorte, die meist *Zwetschge* genannt wird (KRETSCHMER 1969, S. 364–367).

Thema der Karte 2.2 ist die längliche, spät (meist im September) reife Pflaumensorte, für deren Benennungen es im Westfälischen klare Verteilungen gibt. Wie die meisten veredelten Pflaumen stammt auch die *Zwetschge* aus dem östlichen Mittelmeerraum. Sie ist vermutlich seit dem 13. Jahrhundert von Südosten her nach Deutschland eingeführt worden und hat von dort Verbreitung in ganz Deutschland gefunden. Heute ist sie die hier am meisten verbreitete Pflaumensorte. Wegen der festen Konsistenz ihres Fruchtfleisches eignet sie sich hervorragend zum Backen und Dörren, während die meisten anderen Sorten diese Eigenschaft nicht besitzen.

3.3.1 WORTKUNDE

Einen Überblick nicht nur über die westfälischen Worttypen verschafft MARZELL 1943-79, Bd. 3, Sp. 1110–1117. In Westfalen kommen für die *Zwetschge* (die späte längliche Pflaume) gebietsbildend lediglich zwei Worttypen vor: *Swetske* und *Prūme*.

Der Worttyp *Swetske*, der hd. *Zwetschge* entspricht, dominiert im gesamten Ostwestfälischen und in den südlichen Kreisen Südwestfalens. Er begegnet hier in zwei Subtypen: als ›Swetske‹ und als ›Kwetske‹. Diese beiden westfälischen Subtypen entsprechen den beiden im Deutschen am meisten verbreiteten Typen: dem

oberdeutschen ›Zwetsche‹ und dem mitteldeutschen ›Kwetsche‹. Eine Erklärung für den unterschiedlichen Anlaut bietet altes *tw-* im Anlaut, das sich zum einen in den mitteldeutschen Mundarten zu *kw-* und in den oberdeutschen Mundarten zu *tsw-* entwickelt hat und das zum anderen im Niederdeutschen erhalten geblieben ist (MOSER 1951, § 144, S. 198–204). In diesem Fall hätte allen Varianten also ein **twetske* zugrunde gelegen, für das sich im Niederdeutschen einige wenige Belege finden. Diese Wurzel ermöglicht einen Anschluß an (*prunus*) *damascena*, das als Lehnwort ins Deutsche übernommen worden sein soll. Unter mehreren Versuchen, die Etymologie dieses Wortes zu klären, kann die hier skizzierte Ableitung von *damascena* trotz einiger ungelöster Fragen noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen (MOSER 1933, S. 471–475; *Germania Romana II*, S. 416–421; zusammenfassend KLUGE/SEEBOLD 1989, S. 820).

Der Subtyp ›Swetske‹ herrscht im östlichen Westfalen vor, wo er in verschiedenen Realisationen begegnet: neben „Swetske“ vor allem als „Schwetsche“, „Swetschke“, „Zwetske“ etc. Ostwestfalen hat den oberdeutschen Typ, allerdings mit *s* statt *ts* im Anlaut und schließt sich damit an den ostfälischen Sprachraum an. Der Subtyp ›Kwetske‹ dominiert im südlichen Zipfel Westfalens, ist aber auch aus dem südlichen Teil des Kreises Borken mehrfach bezeugt. Diese westfälischen Gebiete schließen sich an das große rheinische ›Kwetske‹-Areal an, in dem die mitteldeutsche Variante mit *kw-*Anlaut gilt.

Der Worttyp *Prūme* herrscht vor im Münsterland und in den nördlichen Kreisen Südwestfalens. *Prūme* ist wie *Swetske* ein Lehnwort und geht zurück auf lat. *prunum* 'Pflaume'. Dieses Wort hat im Deutschen statt des lat. Stammauslauts *n* ein *m*, wie er etwa auch bei *Pilgrim* < *pelegrinus* vorkommt; es entsteht so der Stamm **prūm*. Daneben hat es einen zweiten, recht ungewöhnlichen Lautwechsel gegeben: *pr* wird zu *pl*; es entsteht der Stamm **plūm*, der auch dem hochsprachlichen *Pflaume* zugrunde liegt. Dieser zweite Lautwechsel hat den größten Teil des deutschen Sprachraums erfaßt. Die Form mit *pl-*Anlaut muß im norddeutschen Raum schon vorgeherrscht haben, als Angeln und Sachsen auf die britischen Inseln übersiedelten, denn das englische Wort für Pflaume ist *plum* (FOERSTE 1958, S. 18f.). In Westfalen kommen beide Anlauttypen vor.

Der Subtyp ›Prūme‹ herrscht vor in den nördlichen Kreisen Südwestfalens und im Tecklenburgischen. Das Tecklenburgische schließt sich an das große norddeutsche, das Südwestfälische an das rheinische ›Prūme‹-Gebiet an. In einem kleinen Gebiet südlich von Meschede und Brilon begegnet der Subtyp ›Plūme‹.

Neben diesen beiden sich im Anlaut unterscheidenden Subtypen begegnet ein weiterer Subtyp von *Prūme*, das Determinativkompositum ›Bakke-prūme‹. ›Bakke-prūme‹ ist das vor allem im Münsterland übliche Wort. Es setzt sich zusammen aus dem oben besprochenen Grundwort *-prūme*, das nur als Subtyp ›Prūme‹ begegnet, und dem Stamm des Verbs *bakken* 'backen'. Das Determinativkompositum 'Backpflaume' bedeutet nicht nur 'gebackene Pflaume', sondern vielmehr auch 'Pflaume, die sich zum Backen eignet' (*Westfälisches Wörterbuch*, Bd. 1, Sp. 393f.; KLÖNTRUP 1982/84, Bd. 2, S. 255; *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 16, Sp. 1104–1107). Diese Benennung geht zurück auf die feste Konsistenz des Fruchtfleisches dieser Pflaumensorte, die sich weitaus besser zum Backen und Dörren eignet als andere Sorten und die dazu vermutlich auch in erheblich stärkerem Maße verwendet worden ist.

3.3.2 DIE ISOGLOSSE *PRŪME* – ›SWETSKE‹

Die Grenze zwischen dem großen östlichen Areal, in dem für *Prūme* der *pl-*Anlaut vorherrscht, und dem kleineren westlichen, in dem der *pr-*Anlaut gilt, zieht sich durch das Westfälische (vgl. Abb. 2). Sie verläuft weitgehend in nordsüdlicher Richtung von Osnabrück bis Brilon; von Brilon in südwestlicher Richtung, bis sie nördlich von Lennestadt auf die Lenne trifft; sie folgt der Lenne bis Lennestadt und verläuft anschließend in östlicher Richtung auf Frankenberg zu, wobei sie einen nördlichen Bogen um Bad Berleburg schlägt. Diese Isoglosse spaltet das Westfälische in einen größeren westlichen (Münsterland und große Teile Südwestfalens) und einen kleineren östlichen Teil (Ostwestfalen). Aufgrund von Vokabularbelegen aus dem 15. Jahrhundert läßt sich wahrscheinlich machen, daß die Anlautgrenze bereits im Spätmittelalter ihren heutigen Verlauf hatte. *Prūme* war damals der allgemeine Ausdruck für *Prunus domestica*.

Der Worttyp ›Swetske‹ ist in den westfälischen Vokabulartexten aus dem Spätmittelalter noch nicht belegt. Die frühesten sicheren deut-

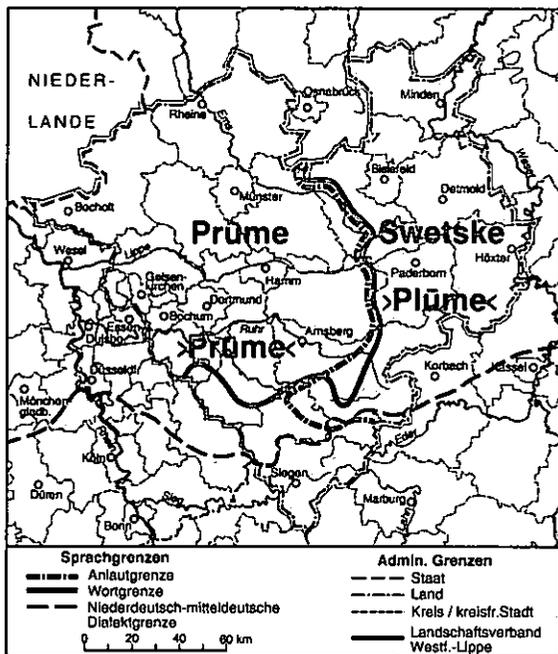


Abb. 2: Zusammenfall von Anlaut- u. Wortgrenze

schon Belege überhaupt stammen aus dem 15. Jahrhundert, und zwar aus dem südöstlichen Teil des deutschen Sprachraums. Es wird angenommen, „daß die Hauptumschlagplätze bei der über Griechenland, die Balkanstaaten und Ungarn donauaufwärts erfolgenden Einfuhr der im 14. und 15. Jh. vielleicht noch als Seltenheit geltenden *prunus domestica* besonders seit dem 16. Jh. Wien und Nürnberg waren“ (MOSER 1942, S. 102). In Norddeutschland kann dieser Worttyp erst in der Folgezeit Fuß gefaßt haben. Ende des 18. Jahrhunderts sind im Lippischen ›Swetske‹-Formen (alle in hochdeutscher Schreibung mit anlautendem „z-“) als Bestandteil von Flurnamen bezeugt. Ein früher westfälischer Appellativbeleg aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnet im Wörterbuch von KLÖNTRUP 1982/84.

Der Textabbildung 2 ist zu entnehmen, daß die Grenze zwischen dem *Prüme*- und dem ›Swetske‹-Gebiet weitgehend mit der zwischen dem ›Prüme‹- und ›Plüme‹-Gebiet in Westfalen übereinstimmt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich das östliche Gebiet mit ›Swetske‹ nach Westen ausgedehnt und ist an die Anlaut-Grenze gestoßen. Lediglich südlich von Meschede und Brilon existiert noch ein kleines Reliktgebiet, in dem der Subtyp ›Plüme‹ in der Bedeutung 'Zwetschge' erhalten geblieben ist. Wie dieser Ersetzungsprozeß vor sich gegangen ist, läßt sich möglicherweise aus einem Hinweis ei-

ner Gewährsperson aus Niedersfeld nördlich Winterberg (Altkreis Brilon) entnehmen: Für die getrocknete Frucht verwende man den Ausdruck ›Swetske‹, für die frische Frucht das Wort ›Plüme‹. Als Ausdruck für die getrocknete Frucht hat sich ›Swetske‹ also verbreitet, später auch die Bedeutung 'frische Frucht' übernommen und damit altes ›Plüme‹ verdrängt. Von dieser östlichen Neuerung vermutlich getrennt zu betrachten ist die Ausbreitung des mitteldeutschen Typs ›Kwetske‹ von Süden her.

Nur für etwa 100 km fallen die Anlaut- und die Wortgrenze zusammen: Nördlich des Osna-brücker Raums und südlich von Brilon trennen sich die Einzelisoglossen wieder. Ein zentraler Abschnitt des Isoglossenbündels deckt sich mit einer Territorialgrenze, nämlich der zwischen den alten Kreisen Halle und Warendorf. Aufgrund der naturräumlichen Gegebenheiten (altes Moorland) scheint, wie die Struktur der Siedlungsnamen nahelegt, eine breite Besiedlung dieses Gebietes erst spät eingesetzt zu haben. Die heutige Kreisgrenze entspricht der alten Grenze zwischen dem Fürstbistum Münster und der Grafschaft Ravensberg, die seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 zusätzlich eine Konfessionsgrenze zwischen dem katholischen Münsterland und dem protestantischen Ravensberg wurde. Daß diese naturraumbedingte politische und konfessionelle Grenze in der Tat Kommunikation zwischen Anwohnern beider Seiten verhinderte, sei an zwei weiteren sprachlichen Merkmalen, die ebenfalls in dieser Atlaslieferung behandelt werden, verdeutlicht. Erstens hat die ›Kabüs‹-*Kumpest*-Isoglosse zwischen den Altkreisen Warendorf und Halle einen ähnlichen Verlauf (vgl. Karte 2.1: Weißkohl); zweitens wirkt sich diese Grenze nicht nur auf singuläre Spracherscheinungen wie etwa Wörter aus, sondern auch auf strukturelle. Die Spaltung von mnd. \hat{e}^2 in \hat{e}^{2a} und \hat{e}^{2b} hat nicht den gesamten westfälischen Sprachraum erfaßt, sondern nur das Ostwestfälische; diese Strukturgrenze verläuft im Bereich der Territorial- bzw. Konfessionsgrenze (vgl. Karte 1).

Wie sich das Auftreten der Sache und des Wortes 'Zwetschge' auf den Worttyp *Prüme* ausgewirkt hat und wie stark sich die Entwicklungen für den Wortschatzbereich 'Pflaume' beiderseits der Grenze unterscheiden, wird deutlich, wenn man die Abfrage nach der 'frühen, rundlichen Pflaume' in die Überlegungen einbezieht. Für unsere Belange von Interesse ist die Tatsache, daß im Osten West-

falens ›Plüme‹ das dominante Wort für die frühe, rundliche Pflaume ist. Dort, wo *Prüme* nicht für die späte, längliche Pflaume verwendet wird, bezeichnet es also die andere, nämlich die runde Sorte der veredelten Pflaume. Läßt man die Entwicklung im Süden Westfalens (im *Kwetske*-Areal) außer acht und bezieht sich nur auf den Bereich beiderseits der beschriebenen Grenze zwischen Münsterland und Ostwestfalen, so ist eine deutliche Zweiteilung festzustellen: Im Westen hat das Wort *Prüme* *pr*-Anlaut und bezeichnet alle Sorten der *Prunus domestica*, also sowohl die rundliche als auch die neu eingeführte längliche Pflaumensorte. Eine Differenzierung zwischen den einzelnen Sorten geschieht nicht durch Integration eines neuen Lexems, sondern durch Bildung von Determinativkomposita. So werden im Münsterland etwa die *Bakke*- und die zeitgleich mit dem Roggen geerntete *Roggen-prüme* unterschieden, deren Verbreitungsgebiete sich weitgehend decken. Im Osten hat *Prüme* *pl*-Anlaut und bezeichnet lediglich die 'früh reifende Pflaumensorte mit rundlicher Form'; die 'späte, längliche Pflaumensorte' wird hier vom neuen Wort *Swetske* bezeichnet.

4. FORMENGEOGRAPHIE:
DAS PERSONALPRONOMEN ‚IHR‘
(zu Karte 2.3)
Von Jan Goossens

Ein Kernstück in der Grammatik einer Sprache ist die Formenlehre oder Morphologie, die sich mit Flexion und Wortbildung befaßt. Wir beschränken uns hier auf die Flexion. Die Formen der flektierbaren (deklinierbaren und konjugierbaren) Wörter einer Sprache werden mit Hilfe sogenannter grammatischer Kategorien unterschieden und geordnet. Eine bekannte grammatische Kategorie aus der Deklination des Deutschen ist der Kasus, der es möglich macht, Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ zu unterscheiden und sämtliche Formen der Nomina ihnen zuzuordnen. Eine Kategorie aus der deutschen Konjugation ist der Modus, wodurch wir Indikativ, Konjunktiv und Imperativ unterscheiden und alle einfachen nicht-nominalen Verbformen ihnen zuordnen können.

Im Funktionieren grammatischer Kategorien können bedeutende regionale Unterschiede vorkommen. So unterscheiden – im Gegensatz zu den hochdeutschen – die niederdeutschen Mundarten u. a. bei den ungeschlechtigen Personalpronomina nur Objektformen (etwa *mi* und *di*) von Subjektformen (*ick*, *du*), während man in der Beschreibung der hochdeutschen Objektformen weiter zwischen Dativ und Akkusativ unterscheiden muß (*mir* : *mich*, *dir* : *dich*). Die sauerländischen Dialekte gehen hier mit ihrem Gegensatz zwischen *mui* und *mick*, *dui* und *dick* mit den hd. zusammen. Derartige geographische Verteilungen in der Formenlehre können mit Hilfe von Sprachkarten erfaßt werden. Die dialektologische Teildisziplin, in der solche Karten gezeichnet und gedeutet werden, ist die Formengeographie. Eine grammatische Kategorie ist der Deklination und der Konjugation gemeinsam: Numerus. Sowohl in der Deklination der Artikel, Adjektive, Substantive (vgl. *das gute Kind* – *die guten Kinder*), Pronomina (*das Kind*, *es* – *die Kinder*, *sie*; *dieses Kind* – *diese Kinder*; *unser Kind* – *unsere Kinder*) als in der Konjugation der Verben (*ich spiele* – *wir spielen*, *du spielst* – *ihr spielt*, *es spielt* – *sie spielen*) ist der Numerus ein unentbehrliches grammatisches Mittel der sprachlichen Funktionalität.

Die Kategorie Numerus ist das grammatische Mittel, um Wörter, die Selbständigkeiten, Eigenschaften und Handlungen ausdrücken, nach

einem binären Prinzip zu gliedern in Einzahl und Mehrzahl. Mehrzahl bedeutet: mindestens zwei der sprachlichen Objekte, von denen die Rede ist. Das können zwei sein, aber auch drei, sechshundert oder eine astronomische Zahl. Die Grenze zwischen einem Nominativ *Tisch* und einem Nominativ *Tische* wird zwischen eins und zwei gezogen. Wenn ich sage: *Da stehen Tische*, so können da zwei, aber auch fünfzig Tische stehen; sage ich: *Da steht ein Tisch*, so kann es nur einer sein. Es ist also im Prinzip möglich, die sprachliche Wirklichkeit viel feiner zu gliedern, als es mit Hilfe des Gegensatzes Einzahl-Mehrzahl geschieht. Nur: Das Deutsche und die anderen westeuropäischen Sprachen machen von dieser Möglichkeit keinen grammatischen Gebrauch, wohl aber nach Bedarf einen lexikalischen, nämlich mit Hilfe von Zahlwörtern.

Das ist früher anders gewesen. In einer älteren Stufe der indogermanischen Sprachfamilie gab es eine grammatische Dreigliederung in Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl. Anders ausgedrückt: Für grammatische Objekte in der Zweizahl gab es eigene grammatische Formen, Dualformen genannt, die sich nicht nur von der Einzahl, sondern auch von der Mehr-als-Zweizahl unterschieden. Das grammatische Dreiersystem in Deklination und Konjugation wurde ganz allmählich durch ein Zweiersystem ersetzt, in dem die Zweiheit als eine Mehrheit aufgefaßt wurde. Die älteste schriftlich überlieferte germanische Sprache, das Gotische, hat in der Verbkonjugation noch Reste des Duals, in der Substantivdeklination nicht mehr. Nur bei den Personalpronomina der ersten und zweiten Person und bei den zugehörigen Possessiva unterscheidet das Gotische noch deutlich Dual und Plural. Das Altniederdeutsche oder Altsächsische kennt ebenfalls bei diesen Pronomina noch Dualformen, sie sind aber im Heliand schon mehrfach durch die Pluralformen ersetzt (HOLTHAUSEN 1921, § 328). Das bedeutet: Im Altsächsischen fängt bei den Personal- und Possessivpronomina der 1. und 2. Person die Aufhebung des grammatischen Gegensatzes Dual : Plural an, und zwar so, daß die Pluralformen auch für die Zweiheit verwendet werden. Es leuchtet ein, daß der Schwund des Gegensatzes auch auf eine andere Weise hätte erreicht werden können, indem nämlich die Dualformen auch Mehrzahlfunktion bekamen, während die ursprünglichen Pluralformen verschwanden. Die Überlieferung des Althochdeutschen erweckt den Eindruck, daß dort der

skizzierte Übergang schon weiter fortgeschritten war als im Altsächsischen: Nur ein einziger Dualbeleg ist hier überliefert: *unker zueio* 'unser beider' bei Otfrid (III 22, 32). (Wohl kennen das Altsächsische und das Althochdeutsche ein adjektivisches Fragepronomen *hwedar* 'welcher von beiden', das aber in jüngerer Zeit gebildet worden ist.)

Die altsächsische Dualformen der 1. Person lauten: Nom. *wit*, Gen. *unkero*, -*aro*, Dat. Akk. *unk*; die der 2. Person: Nom. *git*, Dat. Akk. *ink*. Der Genitiv ist nicht überliefert. Vermutlich lautete er **inker(o)*. Aus dem Mittelniederdeutschen sind keine Dualformen bekannt, bis auf eine Ausnahme, die aber nicht mehr überprüft werden kann. Albert HOEFER 1873 zitierte aus einem im Jahre 1443 geschriebenen Brief *yud eyn ysslyck* 'jeder von euch beiden', wörtlich 'ihr (Dual) ein jeder'. Dieses *yud* muß die Fortsetzung des as. *git* sein. Im Hochdeutschen tauchen Dualformen der 2. Person seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wieder auf, und zwar in bairischen Texten: *ez*, *enker*, *enk*; sie haben dann allerdings bereits pluralische Bedeutung. Sie fehlen also im klassischen Mittelhochdeutsch. Es wird angenommen, daß diese Neuerung einen volkssprachlichen Ursprung hat: „*ir* galt den Trägern der höfischen Literatur als die vornehmere, gewähltere Anrede“ (MAAK 1983, S. 1176; vgl. auch KRANZMAYER 1954). Heute füllen diese Dualformen fast den ganzen bairisch-österreichischen Dialektraum (Karte bei MAAK 1983, S. 1176).

Und im Niederdeutschen? FOERSTE gibt für das Fehlen von Dualformen in mittelniederdeutschen Texten, speziell in denen aus einem Teil Westfalens, einen vergleichbaren Grund an, nämlich eine Überlagerung gesprochener Dualformen durch geschriebene Pluralformen, die für vornehmer gehalten wurden: „Auch der südwestliche Teil Westfalens, die Mark mit der wirtschaftlich so bedeutenden Hauptstadt Dortmund beugte sich der Lübecker Norm; die dort bis zum heutigen Tage (pluralisch) verwendeten alten pronominalen Dualformen (*g*)*it* 'ihr' und *ink* 'euch' tauchen in der reichen mittelniederdeutschen Überlieferung Dortmunds nicht ein einziges Mal auf; vielmehr wurden die nicht provinziell beschränkten Formen *gi* bzw. *jû*, *uch* verwendet“ (FOERSTE 1957, Sp. 1766). An eine so starke Wirkung einer spätmittelalterlichen Lübecker Norm auf die Schreibsprache im Süden Westfalens glaubt die heutige Forschung nicht mehr, vielmehr nimmt sie die Wirkung innerwestfälischer Ausgleichs-

tendenzen an. Immerhin müssen diese dann im vorliegenden Fall so stark gewesen sein, daß die nord- und ostwestfälischen gesprochenen und geschriebenen Formen der 2. Pers. Pl. sich auch im Südwesten als schreibsprachliche Pronomina durchzusetzen vermochten.

Jedenfalls ist das rosa eingefärbte Areal mit der Verbreitung der Dualformen in Pluralbedeutung in den heutigen westfälischen Dialekten auf **Karte 2.3** als Reliktgebiet zu deuten, das in der Vergangenheit größer, aber nicht kleiner gewesen sein kann. Eingezeichnet sind die Subjektformen (Nominativ) der 2. Pers. Plural. Genau dasselbe Gebiet, das hier Dualis-Subjektformen verwendet, hat auch für den Objekts-Einheitskasus (Akkusativ und Dativ) der 2. Pers. Plural Dualformen, die auf as. *ink* zurückgehen, nämlich *ink*, *enk* und *önk*. Daneben kennt es ein entsprechendes Possessivpronomen in Dualgestalt, das Kasus- und Numerusendungen bekommen kann. Im westlichen Sauerland wird das Possessivum *inke* flektiert wie die starken Adjektiva (FREBEL 1957, S. 60). HOLTHAUS 1887, S. 437, gibt für Ronsdorf, nördlich von Remscheid, die folgende vollständige Deklination: Sg. Nom. M *önk*, F *önke*, N *önk*; Dat. M *önkem*, F *önker*, N *önkem*; Akk. M *önken*, F *önke*, N *önk*; Pl. Nom. *önke*, Dat. *önken*, Akk. *önke*.

Die Deckungsgleichheit der Dual-Objektformen des Personalpronomens und der Dualformen des Possessivpronomens mit jenen der Dual-Subjektformen des Personalpronomens setzt sich jenseits der westfälisch-rheinländischen Grenze in einem schmalen Streifen fort, wie die hier beigegebene Textkarte zeigt (Abb. 1). FOERSTE beschreibt und deutet diesen Tatbestand wie folgt: „Die westfälisch-fränkische Grenze ist (...) ziemlich fest, wengleich (...) das Fränkische im 14. Jh. einen etwa 12 km breiten Streifen im SW Westfalens erobern konnte. Das von Drolshagen über Remscheid nach Ruhrort reichende Gebiet zwischen der heutigen Westgrenze des Duals und der des Präs. Plur.-Ausgangs *-(e)t*, das heute die Einheitsplural-Endung *-en* verwendet, ist im Mittelalter dem Nd. verloren gegangen. Offensichtlich hat sich die fränk.-sächsische Grenze hier der bergisch-märkischen Territorialgrenze angepaßt“ (FOERSTE 1957, Sp. 1762f.). Hier wird aber, von einer unbewiesenen Prämisse ausgehend, ein Zirkelschluß aufgebaut. Die unbewiesene Prämisse lautet: Die (seit der altsächsischen Zeit unverschobene) Dualgrenze war zugleich die westfälisch-fränkische Sprachgren-

ze. Wie gezeigt, werden die damals tatsächlich gesprochenen Pronominalformen gerade in den Gebieten mit heutigen dialektalen Dualformen gutteils von der mittelalterlichen Überlieferung verdeckt. Die Fortführung des Stammesgedankens zwingt übrigens zu der Feststellung, daß auch heute noch fränkische Mundarten (in Nordbayern) Dualformen kennen. Der Zirkelschluß gestaltet sich folgendermaßen: Die (seit der altsächsischen Zeit verschobene) Grenze des Einheitsplurals auf *-t* fällt nicht mit der Dualgrenze zusammen, sondern läuft etwa 12 km weiter nordöstlich damit parallel. Eben weil sie, und nicht die Dualgrenze, verschoben ist, ist der Streifen zwischen beiden Linien ein vom Fränkischen erobertes, ursprünglich westfälischer Sprachraum, und die Dualgrenze ist die ursprüngliche westfälische Sprachgrenze. Ein Schluß, der, wie wir sahen, schon Bestandteil der Prämisse war.

Auf jeden Fall bilden das Märkisch-Sauerländische auf westfälischer und das Bergische auf rheinischer Seite zusammen einen Dialektraum, der einerseits sehr differenziert ist, und in dem andererseits zahlreiche Relikte sich behauptet haben. Zu ihnen gehören die pronominalen Dualformen der zweiten Person in Pluralfunktion, die unter lautlichem Aspekt noch in zum Teil sehr kleine Teilräume aufgeteilt werden können. Durchschnittlich sind diese deutlich kleiner als die Teilräume des angrenzenden nord- und ostwestfälischen Pluralpronomens, die auf **Karte 2.3** grün eingefärbt sind. Doch schließen die Lautgrenzen und Lautflächen beider Pronomina sich teilweise aneinander an. So scheint die Realisierung des Dualpronomens als *it* im Dreieck Marl-Hamm-Hagen die Fortsetzung der Realisierung des Pluralpronomens als *i* im westlichen Münsterland und im Westmünsterland zu sein.

Neben vokalischem Anlaut findet man sowohl im Dual- wie im Pluralgebiet zwei weitere Möglichkeiten: *g*-Anlaut (*git*, *get*, *gönt* als Dual, *gi*, *gui*, *gäi* als Plural) und *j*-Anlaut (*jit*, *jönt* als Dual, *ji*, *jui*, *jäi* und Varianten als Plural). Die Gebiete mit vokalischem und die mit *j*-Anlaut sind deutlich zusammenhängende Areale. Erstere nehmen global die südwestliche, letztere die nordöstliche Hälfte Westfalens ein. Die Bereiche mit *g*-Anlaut erscheinen versprengt fast nur in der westfälischen Periferie: die Pluralformen *gi*, *gui*, *gai* am Nord- und Ostrand, die Dualformen *git*, *get* mit ihrer niederfränkischen Fortsetzung *gönt* am Südwestrand. In größeren niederdeutschen Zusammenhängen scheinen

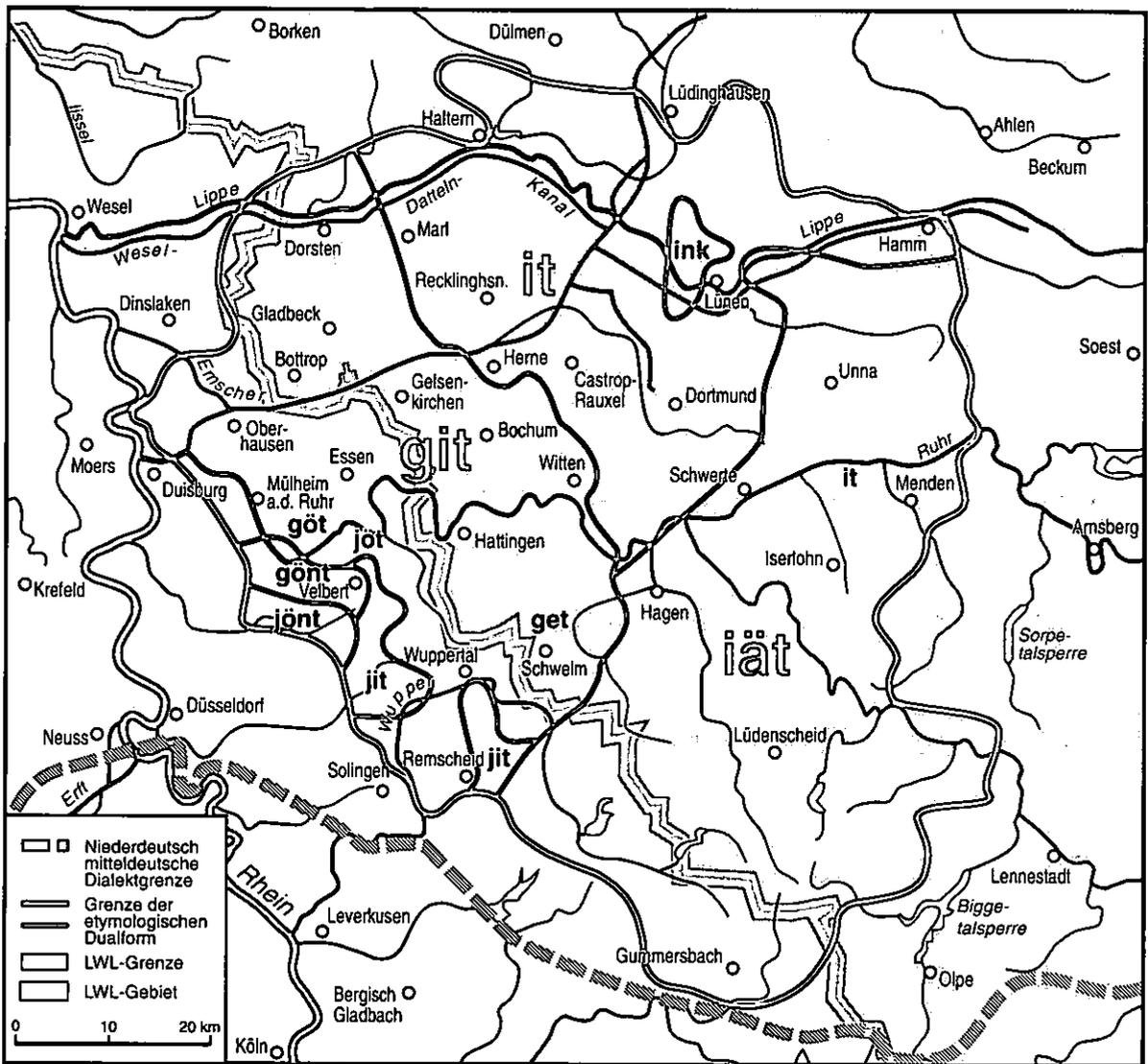


Abb. 1: Dualformen im rheinisch-westfälischen Grenzgebiet

beim historischen Pluralpronomen die Formen mit *j*-Anlaut viel häufiger als die anderen zu sein (SCHIRMUNSKI 1962, S. 455). Die westlich angrenzenden niederländischen Mundarten haben ebenfalls Formen mit anlautendem *j* (hauptsächlich nordwestlich), *g* (südlich) oder mit vokalischem Anlaut (im Nordosten, der an die westfälischen *i*- und *e-j*-Gebiete grenzt) (GOOSSENS 1994, Punkt 2.1 und 5.1).

In niederländischen sprachhistorischen Studien wird meistens angenommen (Literaturangaben bei SCHÖNFELD/VAN LOEY 1970, S. 297f.), das Pluralpronomen habe sich aus einer germanischen Form **jīz* > **jīr* entwickelt, die aus einer noch älteren Form mit *ū* (got. *jūs*) unter dem Einfluß der 1. Pers. Pl. umgestaltet wor-

den sei. Für das Niederdeutsche nimmt LASCH 1914, S. 181, implizit ebenfalls ursprünglichen *j*-Anlaut an. Daneben steht aber die Auffassung, daß die Form mit *g* die ursprüngliche sei. Ich halte sie für richtig. Sie findet eine Stütze in der ältesten niederländischen und niederdeutschen Überlieferung: Sowohl das Altniederfränkische wie das Altsächsische haben *gi*; daneben kommt im Altsächsischen auch *ge* vor, mit schon abgeschwächtem Vokal. Im Mittelniederdeutschen ist *gi* immer noch die normale Form; daneben erscheint *je*, *ie*, „freilich nicht allzu häufig“ (LASCH 1914, S. 215). Im Mittelniederländischen erscheinen Formen mit *j*-Anlaut (enklitisches *j*) selten und spät; betontes *jij* ist erst ab 1550 belegt.

Unser Pluralpronomen und unser Dualpronomen lauteten also beide mit *g* an. Dieses *g*, das in beiden Pronomina vor *i* stand, muß zunächst ein stimmhafter Reibelaut gewesen sein. Wir finden es – allerdings als stimmloser Reibelaut realisiert – heute noch im *gi*-Gebiet zwischen Münster und Osnabrück und bei Ibbenbüren sowie im *git*-(*get*)Streifen von Schwelm bis Dorsten. Das frikative *g* vor Vokal hat sich in mehreren deutschen Mundarten zu einem *j* entwickelt. Bekannt ist diese Aussprache vor allem aus Berlin (*eine jute jebratene Jans*) und Köln. Speziell vor vorderen Vokalen ist sie weiter verbreitet. Der vorderst mögliche Vokal ist *i*, so daß es nicht wundernehmen kann, daß *gi* und *git* sich weiter zu *ji* und *jit* entwickeln konnten. Ersteres finden wir im Zentral- und Ostmünsterländischen, letzteres in kleinen Streifen im Bergischen Land östlich von Remscheid und westlich von Wuppertal. Der nächste Schritt ist die Assimilation des Semivokals *j* an das nur weniger offenere *i* (*j* und *i* unterscheiden sich bloß minimal voneinander durch ihre semivokalische bzw. vokalische Artikulation). Das Ergebnis dieser Entwicklung ist *i* (aus *ji*) bzw. *it* (aus *jit*). Ersteres findet sich westlich von Münster und im Westmünsterland, letzteres im Dreieck Dorsten–Hamm–Hagen. Beide Gebiete bilden also zusammen einen geschlossenen größeren Bereich. Das Pluralpronomen *i* kommt überdies im Hochsauerland vor. An der niederländischen Grenze bei Borken ist es leicht diphthongiert worden, über *i-j* zu *e-j*.

In allen drei besprochenen Entwicklungsstufen beider Pronomina, *g*-Anlaut, *j*-Anlaut, vokalischer Anlaut, sind Verschiebungen im Vokalismus denkbar. Eine ist gerade genannt worden: die zum Diphthong *e-j* aus der dritten Stufe. Es handelt sich hier um eine Entwicklung des alten *i*, *î* im absoluten Auslaut, die auch aus dem angrenzenden niederländischen Achterhoek bekannt ist (BROEKHUYSEN 1950, § 48 Anm.). Das *i* in dieser Stellung scheint sonst in Westfalen allgemein die normale Entwicklung des altlangen *î* in z. B. *Eis*, *bleiben* (mnd. *îs*, *blîven*) aufzuweisen: Dort, wo es *ihs*, *bliven* heißt, findet sich auch *gi*, *ji* oder *i*; heißt es *äis*, *bläiven*, so findet sich *gäi*, *jäi*, *äi*; heißt es *uis*, *bluiven*, so findet sich *gui*, *jui*, *ui* (vgl. TEEPE 1973, 1983, S. 149 u. Karte 6).

Beim historischen Dualpronomen sind die vokalischen Entwicklungen komplizierter. Das alte kurze *i* findet sich – bis auf einen kleinen niederfränkischen Streifen zwischen Ruhr und Wupper mit *gönt*, *jönt*, *göt*, *jöt* – in der nord-

westlichen Hälfte des Dualgebiets nahezu unverändert wieder in den Formen *git*, *jit* und *it*. Nur für einige Orte zwischen Schwelm und Hagen wird eine offenere Aussprache des Vokals (*get*) gemeldet. LOBBES 1915, S. 39 (vgl. auch SCHIRMUNSKI 1962, S. 456), bietet für die Formen mit gerundetem Vokalismus (*ö*) implizit eine Erklärung: Sie haben denselben Vokalismus wie die Objektformen des Dualpronomens in demselben Gebiet: *önk*, dessen gerundeter Vokal seinerseits aber wieder erklärt werden muß, denn die alte Form von *önk* lautete *ink*, wie heute noch im größeren Teil des Dualgebiets (gelegentlich im Süden zu *enk* gesenkt). Diese Erklärung gibt LOBBES 1915 explizit: Der *ö*-Vokalismus sei „ohne Zweifel in Anlehnung an die westlich angrenzende $\phi\chi$ -Form (*öch* = euch, J. G.) gebildet, die ihr ϕ einer lautgesetzlichen Entwicklung verdankt, und wohl selten ist eine Contamination zweier Formen so augenscheinlich wie in diesem Falle“. Das Objektpronomen *önk* als Mischform – entstanden auf der Grenze von niederrheinisch *öch* und märkisch *ink* – ist über einen Aufsatz von E. MERTES 1922 und die Handbücher von BACH 1950, 1969, S. 160, und SCHIRMUNSKI 1962, S. 125, zum klassischen Beispiel einer lautgeographischen Kontamination in der deutschen Dialektologie geworden. Doch ist das Gebiet mit gerundetem Vokal im Subjektpronomen deutlich kleiner als beim Objektpronomen. Es war denn auch im ersten Fall, wenn die beschriebene Erklärung richtig ist, eine doppelte Übertragung der Rundung erforderlich: erstens eine sprachgeographisch bedingte, von *öch* auf *ink*, zweitens eine systemintern bedingte, von *önk* auf *gi(n)t*.

Woher kommt der Nasal in *gönt*, *jönt*? Der einzige, der sich m. W. dazu geäußert hat, ist wieder LOBBES 1915 gewesen. „Wenn auch außer Frage steht, dass der Nasal in *jönt* dem in *önk* seine Entstehung verdankt, so ist damit noch nicht erklärt, weshalb wir gerade *n* und nicht *ŋ* haben, zumal fast jedes *nt* in dieser Gegend zu *ŋkt* gutturalisiert wird“ (LOBBES 1915, S. 39f.).

Die Erklärung sucht er in der Verbindung *-nt*, an die sich das Pronomen häufig enklitisch anschließt: in *hant* 'habt', *sint* 'seid' und einigen anderen Verben. Er weist darauf hin, daß *jönt* gerade auf der Grenze des westfälischen Einheitsplurals auf *-t* und eines kleinen bergischen Gebiets mit Einheitsplural auf *-en* liegt (vgl. zu letzterem LOBBES 1915, S. 19). „In einer Grenzgegend konnte sich daher sehr leicht

die Form *-(ə)nt* ausbilden (z. B. *dørwənt* 'dürft'). Das scheint aber systematisch doch nur in „einem Südzipfel des Sauerlandes (Olpe, Drolshagen)“ (NIEBAUM 1973, 1983, S. 168), also weiter südöstlich, geschehen zu sein. Lobbes schließt: „Das *-nt* des Verbums wird nun auch auf die auslautenden Consonanten des Pronomens bestimmend gewirkt haben.“

Erklärungsbedürftig ist auch der *iä*-Vokalismus in der südöstlichen Hälfte des Dualgebiets. Es geht hier um einen sog. Brechungsdiphthong aus altem *i*, der aber regelmäßig nur in ursprünglich offener Silbe erscheint (Typ *wiäten* 'wissen'). WORTMANN 1970, S. 334f., hat aber darauf hingewiesen, daß in Südwestfalen „eine Reihe einsilbiger Wörter (vorkommt), zu denen es keine flektierten Formen gibt“, die einen Brechungsdiphthong enthalten. Er nennt u. a. aus seiner Heimatmundart Müschede (Krs. Arnsberg) die Pronominalformen *iək* 'ich', *diək* 'dich', *miək* 'mich', *ed* 'es', *vod* 'was'. Das Pronomen *giät* gehört offensichtlich auch zu dieser Gruppe. WORTMANN versucht, die Erscheinung durch den „losen Anschluß“ des folgenden Konsonanten zu erklären: „D. h. der Übergang von der der klaren Aussprache des Vokals zukommenden Artikulation zur Artikulation des folgenden Konsonanten ist verhältnismäßig lang, während er bei dem festen Anschluß sehr kurz ist“ (WORTMANN 1970, S. 333). Dieser lose Anschluß sei vor allem in offener Silbe gegeben, aber was die genannten Fälle betrifft, sei davon auszugehen, „daß in solchen einsilbigen Wörtern mit einfachem Konsonant loser Anschluß herrschte, der aber in einigen Mundarten zum festen wurde“ (WORTMANN 1970, S. 335). Das erweckt den Eindruck einer Ad-hoc-Erklärung, aber eine bessere Lösung habe ich nicht zu bieten.

Die auffälligen geographischen Differenzierungen in der Realisierung des Dualpronomens betreffen seine lautliche Gestalt, sie haben eigentlich nicht zur Konsequenz, daß in den westfälischen Mundarten mehr als ein Subjektpronomen vorkommt, das historisch als Dual zu interpretieren ist. Und doch gibt es ein zweites solches Pronomen, sei es mit einer sehr beschränkten Verbreitung. Westlich und nördlich von Lünen ist für vier Orte (Alstedde [Altlünen], Bork, Wethmar [Altlünen] und Dortmund-Brechten) die Form *ink* gemeldet worden, die sonst im Dualgebiet nur Objektfunktion hat. Die Verwendung von pronominalen Objektformen in Subjektfunktion ist eine aus mehreren

Sprachen und Dialekten bekannte Erscheinung. So bedeutet im Afrikaans *ons* auch 'wir', im Limburgischen *dich* auch 'du' (GOOSSENS 1994, S. 44-46). In engl. *It is me* neben *It is I* sehen wir einen Ansatz dieser Entwicklung, die offenbar nur in einem ganz kleinen Teil des westfälischen Dualgebiets in diesem Sinne durchgeführt wurde, daß die Objektform *ink*, vermutlich zunächst in betonter Stellung, auch Subjektfunktion bekam und so das ältere *it* verdrängte.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß ein paar Quellen aus dem 19. Jahrhundert neben etymologischen Dualformen in Pluralfunktion als Formen der höfischen Anrede einer einzelnen Person Pronomina kennen, die in benachbarten Mundarten als normale Pluralformen fungieren. HOLTHAUSEN 1885, S. 553, nennt für Remscheid neben *get* und *önk* so das sonst aus dem benachbarten Rheinischen bekannten *iar*, *ir* 'Ihr'. Und TAUBKEN 1995b, S. 250, macht auf ältere literarische Texte aus Schwelm aufmerksam, in denen neben *gät* die sonst münsterländischen Formen *I* 'Ihr' und *U* 'Euch' vorkommen. Beide Autoren verweisen bei diesen Höflichkeitsformen auf die genannten Nachbarmundarten.

5. FLURNAMENGEOGRAPHIE: ESCH, GEIST,
MORGEN, HOHE FURCHE
(zu Karte 2.4)
Von Gunter Müller

5.1 ALLGEMEINES

Nicht nur der mundartliche allgemeine Wortschatz (Appellativwortschatz) ist in seiner Zusammensetzung von großen regionalen Unterschieden geprägt (s. Begleittext zu den Karten 2.1 und 2.2 des vorliegenden Atlasblattes); auch ein erheblicher Teil der in Westfalen verbreiteten Namen – Familien-, Hof-, Siedlungs- oder Flurnamen – zeigt jeweils eine spezifische räumliche Verteilung. Zur Veranschaulichung der namengeographischen Binnengliederung Westfalens sind auf Karte 2.4 Beispiele aus der Kategorie „Flurnamen“ ausgewählt worden.

Flurnamen – also die Namen von Äckern, Wiesen, Weiden, Wäldern und sonstigen mit der Erdoberfläche verbundenen Objekten außerhalb geschlossener Ortschaften – sind oft in früheren Zeiten von Wörtern abgeleitet worden, die aus dem gegenwärtigen Appellativwortschatz längst geschwunden oder bei denen die Sachgegebenheiten (ehemalige Agrartechniken, Flurgliederungen u. ä.), auf die sie sich bezogen, nicht mehr geläufig sind. Die Verteilung von Flurnamen läßt somit auch Rückschlüsse auf ältere wort- und sachgeographische Gliederungen zu.

Die vier auf Karte 2.4. dargestellten Flurnamen (bestandteile) *Esch* (westf. ma. *esk*), *Geist* (*geiste*), *Morgen* (*mo^orgen*) und *hohe Furche* (*hō^e fu^re*) haben gemeinsam, daß sie alle zur Benennung von Ackerland verwendet worden sind. Mit Ausnahme von *Morgen* (Ackermaß) sind die ihnen zugrundeliegenden Gattungswörter (Appellative) in der zum Zeitpunkt der Namenentstehung geläufigen Bedeutung nicht mehr im aktiven Wortschatz der westfälischen Mundarten vorhanden.

5.2 ZUR ANLAGE DER KARTE

Um einen einheitlichen Datenhorizont für die Karte zu gewährleisten, wurden aus den Beständen des Westfälischen Flurnamenarchivs der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens jene Flurnamenbelege ausgewählt, die dem Akten- bzw. Kartenwerk des in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen preußischen Urkatasters

entnommen sind. Für das nicht zur preußischen Provinz Westfalen gehörige und daher nicht von der Urvermessung erfaßte Lippe wurde auf andere zeitnahe Katasterüberlieferung zurückgegriffen. Nur in wenigen sonstigen Fällen, dort, wo im Flurnamenarchiv die Urkatasterüberlieferung nicht vorlag, mußten auch Flurnamen aus den jüngeren Flurbüchern der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts verwertet werden. Als Flächenbezugsgrößen wurden bei der Kartierung jedoch nicht die alten Katastergemarkungen, sondern die gegenwärtigen Kommunen gewählt.

Die zur Kartierung herangezogenen drei Wörter (*Esch*, *Geist*, *Morgen*) und die Wortgruppe *hohe Furche* konnten für sich allein oder in Kombination mit anderen Wörtern Flurnamen bilden. Während (*die*) *hohe Furche* ganz überwiegend unverändert oder in Verbindung mit Präpositionen (*auf der hohen Furche*, *unter der hohen Furche* u. ä.), jedoch nur selten mit anderen Wörtern kombiniert auftritt (*die lange h. F.*, *die kurze h. F.*), sind (*der*) *Esch*, (*die*) *Geist*, (*der*) *Morgen* als Flurnamen eher die Ausnahme, in der Regel kommen sie in Zusammensetzungen (*Gretesch*, *Eschkamp*, *Geisthövel*, *Dieckgeist*, *Kleimorgen*) oder in nominalen Wortgruppen (*der Bilcker Esch*, *die lange Geist*, *die drei Morgen*) sowie den unterschiedlichsten Präpositionalphrasen (*auf dem Esch*, *in den zwei Morgen*) vor.

Für die Kartierung wurden nur Flurnamen verwertet, in denen *Esch*, *Geist* und *Morgen* entweder in Simplex- (*die Geist*, *auf dem langen Esch*, *die drei Morgen*) oder Grundwortstellung (*Dieckgeist*, *Kleimorgen*), nicht jedoch als Vorderglied in Zusammensetzungen (*Geisthövel*, *Morgengabe*) vorkommt; dies einerseits deswegen, weil solche Namen nicht unbedingt primäre Ackerbenennungen waren – eine *Eschwieske* wird z. B. ursprünglich eine dem *Esch*-Gelände benachbarte Wiesenparzelle gewesen sein –, zum anderen auch, weil bei Vordergliedern des öfteren etymologische und semantische Mehrdeutigkeiten auftreten. So ist beim Vorderglied *Geist*- nicht immer sicher zu entscheiden, ob es auf westf. ma. *gēst* 'spiritus, (Hl.) Geist' oder *geiste* 'Geest, Ackerland mit bestimmten Eigenschaften' zurückzuführen ist; in Flurnamen wie *Morgengabe* oder *Morgenstern* wiederum liegt *mo^orgen* ganz offensichtlich nicht in der speziellen Bedeutung 'Ackermaß' vor.

Esch, *Geist*, *Morgen* und *hohe Furche* stehen als Flurnamen in keinem vollständigen arealen

Kontrast zueinander, d. h. es gibt Übergangs- und Mischzonen, in denen für die heutigen Kommunen jeweils zwei oder drei, vereinzelt sogar alle vier Namen(bestandteile) nachzuweisen sind. Da aber auch in diesen Übergangszonen fast durchweg einer der vier deutlich überwiegt, ist ein Darstellungsverfahren gewählt worden, das die unterschiedlichen Quantitätsverhältnisse zum Ausdruck zu bringen vermag. In den Städten/Gemeinden, in denen mehr als einer der vier Namen(bestandteile) belegt ist, gibt die Größe der Kreissektoren Aufschluß über das Mengenverhältnis, in dem die hier vorkommenden Namen(bestandteile) zueinander stehen, wobei die relativen Mengen unter Berücksichtigung des Maßstabes so genau wie möglich wiedergegeben wurden. Über die absoluten Belegmengen, ob also etwa in einer Gemeinde drei, vier oder zwanzig mit *Esch* gebildete Namen vorkommen, gibt die Karte keinen Aufschluß.

Die Flächen der Kommunen, in denen einer der vier Namen(bestandteile) allein vorkommt (einfarbige, nicht in Sektoren geteilte Kreise) bzw. dominiert (Anteil > 50 %), sind im Gegensatz zu den Mischgebieten und belegfreien Flächen im Grenzbereich der vier Namentypen zur besseren Lesbarkeit der Karte farbig angelegt worden.

5.3 ESCH (ESK)

Das mit gotisch *atisk* ‚Saatland‘, althochdeutsch *ezzisch* ‚junge Saat‘, mittelhochdeutsch *ezzisch*, mittelniederdeutsch *esch* ‚Ackerland, auf dem Getreide angebaut wird‘, identische Namenwort *Esch* hat zahlreiche Namen für Ackergelände gebildet (besonders verbreitet in der Kombination Bauerschafts- oder Hofname + *Esch*: *Bilcker Esch*, *Dumter Esch*, *Hermlings Esch* usw.). *Esch*-Namen sind auch in den östlichen Niederlanden sowie im gesamten niederdeutschen Nordwesten gebräuchlich. Wie alt in Westfalen dieser Südrand des großen ostniederländisch-nordwestdeutschen Namenareals (DITTMAYER 1960a, 1960b) ist, zeigen bereits im ausgehenden 9. Jahrhundert bezeugte, davon abgeleitete Siedlungsnamen wie *Ternsche* bei Lüdinghausen oder *Langenesch* bei Olfen (*Ternetsca*, *Langoneðsca*).

Die historische Siedlungs- und Flurforschung hat den mit *Esch* benannten Ackerflächen große Aufmerksamkeit gewidmet (KEUNING 1938; NIEMEYER 1938; NIEMEYER/TASCHENMACHER 1939; MÜLLER-WILLE 1944); als dominante

Merkmale wurden ermittelt: trockene, oft auf Anhöhen liegende Böden, Dauernutzung für Getreideanbau (überwiegend Roggen), Plaggen düngung, Untergliederung in Langstreifenparzellen, in deren Besitz sich die älteren umliegenden Höfe teilten, im Gegensatz zu den Kampfluren überwiegend nicht mit einer Umhegung durch Hecken o. ä. versehen. Das von der historischen Flurforschung für Eschfluren – neben dem „ewigen Getreideanbau“ (also ohne Brachzeiten und ohne Fruchtwechsel) – als konstitutiv angesehene Merkmal (Streifenparzellierung mit Gemengelage des Besitzes der am Esch beteiligten Höfe) trifft allerdings durchaus nicht auf alle mit dem Wort *Esch* benannten Ackerflächen zu; auch unter ihnen gibt es größere, in Nutzung eines Hofes befindliche und nicht streifig parzellierte Areale, so daß man als einzig wirklich durchgängiges Merkmal des *Esch*-Landes den Dauergetreideanbau ansehen kann.

5.4 GEIST (GEISTE)

Zwischen Oberlauf der Ems und der mittleren Lippe wird dieses *Esch*-Areal fortgesetzt durch ein kleineres Gebiet mit *Geist*-Namen. Ähnlich wie bei *Esch* tritt auch *Geist* häufig kombiniert mit Bauerschafts- oder Hofnamen auf (*Oelder Geist*, *Niemanns Geist* usw.). Das Namenwort kennen wir vor allem aus den norddeutschen Küstenregionen als *Geest* ‚hochgelegenes trockenes Land im Gegensatz zu den feuchten Marschniederungen‘. Das auf germ. **gaisti*-zurückgehende, mit altenglisch *gæsne* ‚dürftig‘, althochdeutsch *geisin* ‚Unfruchtbarkeit‘ verwandte Wort hat im Münsterland eine spezielle Bedeutung angenommen (‚trockenes, vielfach höher gelegenes, zum Getreideanbau genutztes Gelände‘), die außerhalb Westfalens nur sporadisch nachzuweisen ist (DITTMAYER 1963, S. 84f.). Die Tatsache, daß im Kernbereich der *Geist*-Namen nur wenige *Esch*-Namen (und umgekehrt) vorkommen, läßt darauf schließen, daß die ihnen zugrundeliegenden Appellative im (früheren) Mittelalter einmal in etwa dieselbe Bedeutung besessen haben. Die Verteilung zwischen *Esch*- und *Geist*-Namen, wie sie Karte 2.4 bietet, dürfte in das frühe Mittelalter zurückreichen, da aus dem heutigen *Geist*-Flurnamenareal auch schon altwestfälische Bezeugungen vorliegen (Geisthövel bei Ahlen, 9./10. Jh. *Gesthubile*, *Giesthuuila*, Geist bei Wadersloh, Ende 11. Jh. *van Gesta*).

Die auf der Karte erkennbaren Vorkommen von *Geist*-Namen im westfälischen Nordosten (Minden, Petershagen) dürften bereits etwas anders als die des Münsterlandes zu beurteilen sein. Obwohl sie sich teilweise auch auf Ackerland beziehen, scheint das ihnen zugrundeliegende Appellativ nicht die speziellere Bedeutung '(trockene) Flächen für Dauergetreideanbau', sondern die allgemeinere, bedeutungsgeschichtlich ältere, aus dem Nordniedersächsischen bekannte ('trockenes, erhöht liegendes Gebiet im Gegensatz zu den feuchten Niederungen') gehabt zu haben.

In den westfälischen Mundarten bezeichnet das Wort *feld* nur südlich der Lippe und östlich einer Linie Steinhagen (sö. Halle/W.) und Rheda-Wiedenbrück das, was damit üblicherweise im Hochdeutschen gemeint ist: 'Acker'. Im Nordwesten, also im Kernbereich der *Esch-/Geist*-Namen, ist *feld* als Mundartwort teils unüblich, teils in der Bedeutung 'Heide' bekannt, früher – solange es diese Eigentumsform gab – galt hier auch *feld* 'Gemeinheitsland, Allmende' (MÜLLER 1986, S. 43 und Karte 6). Auch wenn sich die beschriebene Linie mit der Süd-/Ostgrenze der *Esch-/Geist*-Namen nicht vollständig deckt, weil sich die Bedeutungsgränze für *feld* in historischer Zeit in nördlicher und westlicher Richtung verschoben haben muß, ist ein Zusammenhang offensichtlich. Außerhalb des *Esch-/Geist*-Gebietes hatte *feld* – neben der z. T. weiterbestehenden älteren Bedeutung ('offene, nicht mit Wald bestandene Landschaft') – die Funktion übernommen, Ackerland zu bezeichnen, jedoch ohne spezifische Einschränkung auf 'Dauergetreideanbau'. Von der Bedeutung 'Ackerland' aus sind in Westfalen auch zahlreiche *Feld*-Flurnamen gebildet worden, die sich allerdings wegen der großen Umgestaltungen der Agrarlandschaft in jüngerer Zeit vielfach nur schwer von den *Feld*-Flurnamen trennen lassen, die auf andere Bedeutungen ('offene Landschaft; Heide; Gemeinheitsland') zurückgehen.

5.5 MORGEN (MO'RGEN)

Das schon im Althochdeutschen (*morgan*) als Ackermaß bezeugte und im deutschen Sprachraum weitverbreitete *Morgen* bedeutet eigentlich 'so viel Land, wie an einem Vormittag mit einem Gespann umgepflügt werden kann'. Es hat in der Vergangenheit – vor der Festsetzung auf $\frac{1}{4}$ ha = 25 a = 2500 m² – sehr

unterschiedliche Flächengrößen bezeichnet, so z. B. 25,5 a in Preußen, 34,07 a in Bayern, 26,2 a in Hannover usw. Auch in Westfalen gab es vor Einführung des preußischen Morgens verschiedene *Morgen*-Maße, so etwa den Mescheder oder den Soester Morgen (36,6 a). An den Flurbüchern des preußischen Grundsteuerkatasters (Urkatasters), die jeweils auch eine Umrechnung der lokalen Flächenmaße, so wie sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts galten, in preußische Morgen vornehmen, lassen sich diese älteren regionalen *Morgen*-Maße genau ablesen.

Seit dem Spätmittelalter – vom 14. Jahrhundert an enthalten Urkunden und urbariale Quellen vermehrt deutsche Ackermaßbezeichnungen – waren im Westfälischen im wesentlichen zwei Ackermaße in Gebrauch: *Morgen* und *Scheffel* bzw. *Scheffelsaat* (westf. ma. *schīpel(sād)*, *schīpelsäie*, mnd. *schēpel(sāt)*, *schpelsēde*). Eine gleichzeitige Verwendung von *Scheffel(saat)* und *Morgen* kannten das Gebiet um Dortmund, Teile des nordwestlichen (Raum Iserlohn) sowie größere Teile des östlicheren Sauerlandes, schließlich das ehemalige Land Lippe. Der *Morgen* ohne Mitverwendung des *Scheffels* war im Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Paderborn, in der westlich anschließenden Hellwegzone einschließlich der Soester Börde sowie Teilen des östlichen Münsterlandes, so dem Raum um Beckum, üblich. Neben dem *Morgen* wurden hier regional *Gard* (westf. ma. *gārd*, mnd. *gārd(e)*, *gārde*; südliches Weserbergland, Gebiet um Paderborn, Büren, Lippstadt), *Rute* (westf. ma. *rō'de*, mnd. *rōde*; Soester Börde, Lippstädter Raum) oder *Müdde* (Beckum) verwendet. Der größte Teil der Münsterlandes benutzte neben dem *Scheffel(saat)* die Landmaße *Malter(saat)* (westf. ma. *mālder(sād)*) und *Spint(saat)* (westf. ma. *spint(sād)*). Nur in kleineren westfälischen Gebieten wurden zunächst weder *Morgen* noch *Scheffel* verwendet, so im Raum um Olpe und Altena mit *Malter* neben *Müdde*. Vom Spätmittelalter bis zur Einrichtung der preußischen Provinz Westfalen 1815/16 hat es zwar verschiedene Änderungen in den regional geltenden Landmaßsystemen gegeben – so ist im östlichen Münsterland *Morgen* zugunsten von *Scheffel(saat)* bzw. *Müdde(saat)* aufgegeben worden –, im großen und ganzen ist der *Morgen* jedoch dort, wo er schon spätmittelalterlich benutzt wurde, auch noch in Gebrauch gewesen, als im Zusammenhang mit der Vermessung für das Urkataster in der ge-

samten Provinz der preußische Morgen eingeführt wurde.

Im Prinzip konnte überall dort, wo *Morgen* als Maß benutzt wurde, das Wort auch zur Bildung von Flurnamen herangezogen werden. Allerdings zeigt die Flurnamenkartierung, daß dies nicht überall gleichmäßig geschehen ist. Eine intensive Verwendung als Flurnamenbestandteil hat *Morgen* nur im südlichen Weserbergland, in Lippe, im Gebiet um Minden sowie am Hellweg gefunden, während Belege hierfür aus dem Hochsauerland so gut wie fehlen und auch nördlich der mittleren Lippe eher sporadisch vorkommen. Die West-/Nordgrenze der Hauptverbreitung von *Morgen*-Flurnamen paßt sich erstaunlich genau der Ost-/Südgrenze des *Esch-/Geist*-Gebietes an. Beliebtestes Namensbildungsmuster im Hauptverbreitungsgebiet ist *Zahl + Morgen* gewesen (*auf den drei Morgen*, *elf Morgen*, auch *halber Morgen* usw.).

Auch im Geltungsbereich der Landmaßbezeichnungen *Scheffel(saat) / Malter(saat)* ist übrigens deren Heranziehung für Flurnamen sehr ungleichmäßig gewesen. Während diese im nördlichen und westlichen Münsterland sowie zwischen unterer Lippe und Ruhr bis Dortmund sehr häufig sind, bleiben sie im übrigen Münsterland recht selten und fehlen im Sauerland so gut wie ganz. Man kann also sagen, die Konvention, die Größe von Ackerparzellen als Motiv für deren Benennung heranzuziehen, war in Westfalen regional unterschiedlich stark ausgeprägt.

Das Gebiet der westfälischen *Morgen*-Namen setzt sich im Ostfälischen (südlichen Niedersachsen, s. FLECHSIG 1959, S. 46f.) und in Hessen fort (RAMGE 1987, Karte 52). Auch in den Rheinlanden ist *Morgen* als Flurnamenelement allgemein gebräuchlich, im Norden allerdings viel seltener (DITTMAYER 1963, S. 207), so daß hier nur eine schwache namengeographische Verbindung zwischen Westfalen und den Rheinlanden besteht. Die Nordgrenze der *Morgen*-Namen in Niedersachsen verläuft – soweit man das an den bisher publizierten Flurnamensammlungen erkennen kann – in etwa an einer Linie Osnabrück–Hannover.

5.6 HOHE FURCHE (HÖE FURE)

Mnd. *vōre*, *vōr* 'Ackerfurche; Grenzfurche, Ackergrenze; Streifen, Reihe', westf. ma. *fūre* 'Furche im Acker; gepflühtes Land; Böschung, besonders Böschung zwischen zwei Parzellen, Grenzstreifen zwischen zwei Äckern' (Archiv

des Westfälischen Wörterbuchs) kommt in Ackerflurnamen Westfalens in Verbindung mit verschiedenen Adjektiven vor (häufig *lange Furche*, *kurze Furche*, *lange Fūre*, *kurte Fūre* 'lange Parzelle, kurze Parzelle'), in Südwestfalen vor allem in Kombination mit *hoch*. Appellativisch *hō'fūr* (WOESTE/NÖRRENBURG 1930, S. 107, 305, 358; für Deilinghofen ö. Iserlohn) 'oberer Rain eines steil ansteigenden Ackers, Böschung zwischen Äckern' sowie die Ortslagen von *hohe-Furchen*-Fluren (terrassierte Parzellen in Hanglage mit Randböschung) zeigen, daß *hohe Furche* ursprünglich die Ackergrenzfurche oberhalb bzw. unterhalb einer Böschung bezeichnet haben muß. Die Parzellen selbst werden ursprünglich mit Präpositionalfügungen wie *auf der hohen Furche*, *an der hohen Furche* benannt gewesen sein. Die Tatsache, daß westf. ma. *fūre* als *pars pro toto* auch die gesamte Ackerparzelle bezeichnen konnte, hat dazu beigetragen, daß vielfach die Präposition weggelassen wurde und *hohe Furche* das gesamte Ackergelände direkt benannte.

Vergleichbare südwestfälische Flurnamen sind (*das*) *hohe Ufer* (*hō'e ō'wer*, zu westf. ma. *ō'wer* 'Ufer, Böschung, Abhang') bzw. – im angrenzenden mitteldeutschen Siegen-Wittgenstein – (*der*) *hohe Rain* (zu siegerländisch *ri* 'Rain, abschüssige Stelle', HEINZERLING/REUTER 1968, S. 205). Während die beiden letztgenannten Flurnamen Gelände recht unterschiedlicher Bewirtschaftung benannten, ist die *hohe Furche* auf Ackerland beschränkt gewesen, auch wenn sekundäre Nutzungsänderungen die ursprünglichen Verhältnisse bisweilen verdeckt haben.

Die Verbreitung des Flurnamen *hohe Furche* setzt sich nach Süden ins Mitteldeutsche fort, vor allem nach Hessen (nach Ausweis des Materials des Hessischen Flurnamenarchivs Gießen). Daß er überwiegend im Bergland vorkommt, ist unmittelbar verständlich. Er blieb jedoch nicht darauf beschränkt, Streubelege reichen im Westen bis in das westmünsterländische Niederungsgebiet (Heiden, Reken, Rhede). Offenbar konnten auch kleine Niveauunterschiede bereits als Motiv für diese Benennung dienen.

5.7 ZUR SPRACHLICHEN FORM DER FLURNAMEN

Flurnamen sind über lange Zeit ausschließlich in der Ortsmundart weitertradiert worden. Auch heute noch sind viele von ihnen der jeweiligen ortsansässigen Bevölkerung in der

plattdeutschen Form bekannt. Schriftlich aufgezeichnet worden sind Flurnamen in wachsendem Umfang seit dem späten Mittelalter in Urkunden, in Besitz-, Einkunfts- und Abgabenverzeichnissen der unterschiedlichsten Art sowie schließlich in Landkarten; zunächst in mnd. Schreibsprache, seit dem 16. Jahrhundert, nach Übergang zur neuhochdeutschen Schriftsprache in Westfalen, zunehmend in vollständig oder teilweise verhochdeutschter Form. Die heute verwendeten Schreibformen der Flurnamen bei Eintragung in moderne Karten, bei ihrer Sekundärverwendung als Straßennamen, Namen von Autobahnrastplätzen u. ä. – also dort, wo gegenwärtig auch die städtische Bevölkerung mit Flurnamen konfrontiert werden – basieren im wesentlichen auf den Schreibungen der Flurnamen, wie sie für das preußische Urkataster gewählt worden sind. Trotz eindeutiger Tendenz zu hochdeutscher Verschriftung sind in ihnen noch vielfach die mundartlichen Ursprünge der Namen zu erkennen. Während bei *Morgen* und *Geist* so gut wie keine Schreibvarianz auftritt – neben *Geist* kommt nur ganz vereinzelt auch *Geest(e)* vor –, variiert *Esch* häufiger mit dem dialektalen *Esk*, *Eschk* sowie im westfälischen Westen, wo sich in den Mundarten *sk* zu *s* weiterentwickelt hat, mit *Es(s)*, *Eß*.

Die größte Schreibvielfalt begegnet bei *hohe Furche*. Die hier der Einfachheit halber durchgängig verwendete korrekte Umsetzung ins Hochdeutsche ist sogar eher selten, das Substantiv wird überwiegend mit *Fo(h)r*, *Fu(h)r*, *Vohr*, gelegentlich auch in falscher Verhochdeutschung bzw. Umbildung mit *Fu(h)rt*, *Vorth* u. ä., öfter auch mit *Fahrt* wiedergegeben. Bei Zusammensetzungen (*Hochfuhr*, *Hohfor* u. ä.), die neben der attributiven Wortgruppe vorkommen, begegnen auch Umbildungen des ersten Namenbestandteils (*Hoffor*, *Hoffuhr*).

5.8 ZUR BEGRÜNDUNG DER VORLIEGENDEN KARTE

Die Kartierung der vier Namen(bestandteile) *Esch*, *Geist*, *Morgen* und *hohe Furche* auf einer Karte bedarf der Begründung. Die Tatsache, daß sie alle einmal Ackerland benannt haben und die aus der Karte zu gewinnende Erkenntnis, daß ihre Hauptverbreitungsgebiete sich gegenseitig ausschließen, also „komplementär verteilt“ sind, sollte nicht zum Fehlschluß verleiten, die zugrundeliegenden Gattungswörter hätten in der Vergangenheit einmal

in etwa dasselbe bedeutet. Dies ist nur im Falle von *Esch* und *Geist* wahrscheinlich zu machen. Was auf unserer Karte „komplementär“ verteilt ist, sind eher Benennungsmotive, also die Tatsache, daß in bestimmten Teilen Westfalens bevorzugt die Parzellengröße, in anderen die Situierung der Parzellen im Gelände, in anderen wiederum die spezielle Form der Bewirtschaftung als Motiv der Benennung herangezogen worden ist.

Ausgewählt worden sind die vier Namen(bestandteile) hauptsächlich aber deswegen, weil ihre jeweilige Verbreitung gleichsam als Paradigma, als Beispiel für die Verbreitung zahlreicher anderer Flurnamenwörter in Westfalen stehen kann. Zwar gilt die aus der allgemeinen Wortgeographie gewonnene Erkenntnis, daß es kaum zwei mundartliche Appellativa gibt, die eine wirklich identische Verbreitung zeigen, im Prinzip auch für Namen. Dennoch zeigt sich bei der Kartierung einer größeren Zahl von in Westfalen gebräuchlichen Flurnamen, daß dabei bestimmte Verteilungsmuster immer wiederkehren. Am häufigsten stehen zweifellos das Münsterland und das südwestfälische Bergland in einem namengeographischen Kontrast zueinander (vgl. hier *Esch* : *hohe Furche*). Die das Münsterland und Südwestfalen trennenden Flurnamengrenzen verlaufen dabei besonders eng gebündelt entlang der mittleren Lippe, während sie im Westen, zur rheinisch-westfälischen Grenze hin, stärker ausfächern. Hier geht öfter der westfälische Südwestrand bis zur Ruhr namengeographisch mit dem Münsterland. Weitere, allerdings weniger wichtige Nord-Süd-Schranken bilden der Haarstrang bzw. das Ruhrtal. Gelegentlich zeigt ein Streifen zwischen Lippe und Ruhr Namentypen, die sowohl zum Münsterland wie zum Hochsauerland im Gegensatz stehen (vgl. hier *Morgen*). Häufig geht das Münsterland zusammen mit dem nördlichen Weserbergland und z. T. auch mit dem Raum Minden-Lübbecke, so daß sich zahlreiche west-östlich oder südwest-nord-östlich gerichtete Isolexe (Wort-, Namensgrenzen) ergeben (vgl. hier *Esch*). Während das Sauerland und das Münsterland fast immer einen namengeographischen Kontrast zueinander bilden, ist die Stellung des Weserberglandes komplizierter. Teils steht es mit eigenen Typen gegen das restliche Westfalen, teils steht nur sein südlicher Teil allein oder geht mit dem Sauerland und/oder dem Gebiet zwischen Lippe und Ruhr (vgl. hier *Morgen*), sein nördlicher dagegen mit dem Münsterland und/oder dem

westfälischen Nordosten (Minden-Lübbecke) (vgl. hier *Esch*). Eine auffällige flurnamen-geographische Sonderstellung nimmt, wie schon oben angedeutet, das Gebiet zwischen Lippe und Ruhr ein. Es ist eng mit dem südlichen Weserbergland verbunden, von wo aus mehrfach schlauchartig Namentypen nach Westen reichen (*Morgen*). Zur flurnamengeographischen Bin-nengliederung Westfalens siehe ausführlicher MÜLLER 1989, S. 80ff.

6. LITERATUR (Zusammenstellung der Literatur zu den vier Einzelbeiträgen)

- ARENS, J. (1908): Der Vokalismus der Mundarten im Kreise Olpe unter Zugrundelegung der Mundart von Elspe. Borna/Leipzig (Diss. Münster)
- BAADER, Th. (1927): Grundlagen der Sprachgeschichte Westfalens. In: Th. WEGENER (Hg.): Beiträge zur westfälischen Heimatkunde. Paderborn, S. 88–110
- BACH, A. (1950 und 1969): Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Heidelberg
- BIRKENHAUER, J. (1921): Die Mundarten im Osten des Herzogtums Westfalen (die heutigen Kreise Brilon und Meschede umfassend). Münster (hs. Diss.)
- BORCHERT, H. (1955): Dialektgeographie des suedlichen Emslandes (Kr. Lingen und Kr. Steinfurt). Marburg (masch. Diss.)
- BRAND, J. (1924): Studien zur Dialektgeographie des Hochstifts Paderborn. Münster (Diss.)
- BROEKHUYSEN, J. (1950): Studies over het dialect van Zelhem in de graafschap Zutphen. Groningen/Djakarta
- BÜLD, H. (1939): Volk und Sprache im nördlichen Westfalen. Westfälische Ortschaften im Spiegel ihrer Sprache. Münster
- CAMPE, J. H. (1811): Wörterbuch der Deutschen Sprache. Bd. 5: U bis Z. Braunschweig
- DAMME, R. (1983): Der ‚Vocabularius Theutonicus‘. Versuch einer Überlieferungsgliederung. In: Niederdeutsches Wort 23, S. 137–176
- DAMME, R. (1990): Die ravensbergischen Mundarten. In: Niederdeutsches Jahrbuch 113, S. 85–106
- DAMME, R. (1995): Münsterländischer Wortschatz in einem Textzeugen des ‚Vocabularius Theutonicus‘. In: Niederdeutsches Wort 35, S. 45–62
- DE SMET, G. (1960): Zum Lemgoer Wortschatz um 1590. In: Niederdeutsches Wort 1, S. 68–74
- Deutscher Wortatlas (DWA). Hrsg. von W. MITZKA, (ab Bd. 5) L. E. SCHMITT, (ab Bd. 18) R. HILDEBRANDT. 22 Bde. Gießen 1951–1980
- Deutsches Wörterbuch. Begründet von J. u. W. GRIMM. Hg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Leipzig 1854–1971
- DITTMAYER, H. (1960a): *Esch*. Verbreitung und Bedeutung. In: Niederdeutsches Wort 1, S. 21–25
- DITTMAYER, H. (1960b): *Esch* und *Driesch*. Ein Beitrag zur agrargeschichtlichen Wortkunde. In: Aus Geschichte und Landeskunde. Festschrift f. F. Steinbach. Bonn, S. 704–726
- DITTMAYER, H. (1963): Rheinische Flurnamen. Bonn
- EICHHOFF, J. (1977/78): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 2 Bde. München/Bern
- FLECHSIG, W. (1959): Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen. In: Braunschweigische Heimat 45, S. 41–47
- FOERSTE, W. (1957): Geschichte der niederdeutschen Mundarten. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 2., überarbeitete Aufl., hg. v. W. STAMMLER. Bd. 1. Berlin, Sp. 1729–1898
- FOERSTE, W. (1958): Der wortgeographische Aufbau des Westfälischen (mit 32 Karten). In: Der Raum Westfalen. Bd. IV, 1. Münster, S. 1–117
- FOERSTE, W. (1960): Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten. Münster (Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege 4)
- FOERSTE, W. (1961): Niederdeutsche Bezeichnungen des Schrankbetts (mit Faltkarte). In: Niederdeutsches Wort, S. 23–64
- FOERSTE, W. (1965): Niederdeutsche Bezeichnungen des Ketten-gliedes (mit einer Faltkarte). In: Niederdeutsches Wort 5, S. 51–109
- FREBEL, P. (1957): Die Mundarten des westlichen Sauerlandes zwischen Ebbegebirge und Arnsberger Wald. Marburg (Deutsche Dialektgeographie 45). Nachdruck Walluf 1974
- FREDERKING, Chr. (1939): Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hahlen bei Minden in Westfalen. Bielefeld/Leipzig Germania Romana II. Dreißig Jahre Forschung Romanische Wörter. Von Gertraud MÜLLER u. Th. FRINGS. Halle (Saale) 1968 (Mitteldeutsche Studien 19, 2)
- GOOSSENS, J. (1981/88/94): Sprachatlas des nördlichen Rheinlands und des südöstlichen Niederlands. „Fränkischer Sprachatlas“ (FSA). Ortsregister. Grundkarte. Marburg 1981. – 1. Lieferung. Marburg 1988. – 2. Lieferung. Marburg 1994
- GOOSSENS, J. (1983): Sprache. In: W. KOHL (Hg.): Westfälische Geschichte in drei Textbänden und einem Bild- und Dokumentarband. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des alten Reiches. Düsseldorf, S. 55–80
- HEGL, G. (1906ff.): Illustrierte Flora von Mittel-Europa. Mit besonderer Berücksichtigung von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. München
- HEINZLERING, J. (1968): Siegerländer Wörterbuch. 2. Aufl., neu bearb. v. H. REUTER. Siegen
- HERDEMANN, F. (1921): Versuch einer Lautlehre der westmünsterländischen Mundart. Münster (hs. Diss.)
- HOEFER, A. (1873): Zur Laut-, Wort- und Namenforschung. XXXVII. Dualis im Niederdeutschen. In: Germania 18, S. 301–303
- HOLTHAUS, E. (1887): Die Ronsdorfer Mundart. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 19, S. 339–368 u. 421–439
- HOLTHAUSEN, F. (1885): Die Remscheider Mundart. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 10, S. 403–425, 546–576
- HOLTHAUSEN, F. (1921): Altsächsisches Elementarbuch. 2., verbesserte Aufl. Heidelberg
- KEUNING, H. J. (1938): Eschsiedlungen in den östlichen Niederlanden. In: Westf. Forschungen 1, S. 143–157
- KLÖNTRUP (1982/84): Niederdeutsch-westphälisches Wörterbuch. V. Johan Gilges ROSEMANN genannt KLÖNTRUP. Bearb. v. W. KRAMER, H. NIEBAUM u. U. SCHEUERMANN. 2 Bde. Hildesheim
- KLUGE, F. (1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Auflage unter Mithilfe von M. BÜRGISSER u. B. GREGOR völlig neu bearb. v. E. SEEBOLD. Berlin/New York
- KÖNIG, W. (1994): dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München
- KÖTZSCHKE, R. (1906): Die Urbare des Klosters Werden an der Ruhr. A: Die Urbare vom 9.–13. Jahrhundert. Bonn (Rheinische Urbare 2)
- KRANZMAYER, E. (1954): Der pluralische Gebrauch des alten Duals ‚eß‘ und ‚enk‘ im Bairischen. In: Festschrift für Dietrich Kralik. Horn, S. 249–259
- KREMER, L. (1977): Die westmünsterländische Sprachlandschaft. In: Studien zur Sprache und Geschichte des Westmünsterlandes. Eine Aufsatzsammlung. Vreden, S. 7–26 (Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landeskunde 8)

- KREMER, L. (1983): Mundart im Westmünsterland: Aufbau, Gebrauch, Literatur. Borken. (Schriftenreihe des Kreises Borken, 5).
- KRETSCHMER, P. (1969): Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. Göttingen
- KRUPPA-KUSCH, V. u. F. WORTMANN (1964): Niederdeutsche Bezeichnungen des weiblichen Schaflamms (mit Wortkarte). In: Niederdeutsches Wort 4, S. 1–52
- LASCH, A. (1914): Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle (Saale). Nachdruck Tübingen 1974
- LOBBES, O. (1915): Nordbergische Dialektgeographie. In: Deutsche Dialektgeographie 8. Hg. v. F. WREDE. Marburg, S. 1–80
- MAAK, H.-G. (1983): Sonderformen in den Pronominalsystemen deutscher Dialekte. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. von W. BESCH, U. KNOOP, W. PUTSCHKE, H. E. WIEGAND. 2. Halbband. Berlin/New York, S. 1174–1179
- MARZELL, H. (1943–1979): Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Unter Mitwirkung v. W. WISSMANN (Bd. 1f.). Aus dem Nachlaß hg. v. H. PAUL (Bd. 3–5). Leipzig u. Stuttgart/Wiesbaden
- MERTES, E. (1922): Dialektgeographie. In: Geographische Zeitschrift 28, S. 392–402, 8 Karten
- MÖHN, D. (1962): Die Struktur der niederdeutsch-mitteldeutschen Sprachgrenze zwischen Siegerland und Eichsfeld. 2 Bde. Marburg (Deutsche Dialektgeographie 47a/b)
- MOSER, V. (1933): Etymologisches. 1. quetsch(g)e – zwetsch(g)e. In: Germanisch-romanische Monatsschrift 21, S. 471–475
- MOSER, V. (1942): Aus der Wortgeographie der deutschen Hochsprache. 1. Nochmals der Reiseweg der Zwetschge. In: Zeitschrift für Mundartforschung 18, S. 96–105
- MOSER, V. (1951): Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Band: Lautlehre. 3. Teil: Konsonanten, 2. Hälfte (Schluß). Heidelberg
- MÜLLER, G. (1986): Das Westmünsterland-Projekt im Rahmen der westfälischen Flurnamenforschung. In: Flurnamenforschung im Westmünsterland. Eine Zwischenbilanz. Hg. v. L. KREMER u. T. SODMANN. Borken, S. 27–50 u. 8 Karten nach S. 154
- MÜLLER, G. (1989): Wortgeographie und Wortgeschichte. In: G. MÜLLER u. H. NIEBAUM: Sprachliche Gliederungen und Schichtungen Westfalens. In: Der Raum Westfalen. Bd. VI: Fortschritte der Forschung und Schlußbilanz. Teil 1. Münster, S. 32–92
- MÜLLER-WILLE, W. (1944): Langstreifenflur und Drubbel. Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Westfalens. In: Deutsches Archiv f. Landes- u. Volksforschung 8, S. 9–44
- NIEBAUM, H. (1971): Zur niederfränkisch-niedersächsischen Dialektscheide. Ein Versuch anhand der ungerundeten palatalen Längen (mit 5 Karten im Text und einer Falkarte). In: Niederdeutsches Wort 11, S. 45–60
- NIEBAUM, H. (1973/1983): Zur Formengeographie. In: J. GOOSSENS (Hg.): Niederdeutsch – Sprache und Literatur. Eine Einführung. Bd. 1: Sprache. Neumünster, S. 158–174
- NIEBAUM, H. (1974): Zur synchronischen und historischen Phonologie des Westfälischen. Die Mundart von Laer (Landkreis Osnabrück). Köln/Wien (Niederdeutsche Studien 22)
- NIEBAUM, H. (1977): Zur Dialektgeographie des Mindener Raumes (mit 6 Karten). In: Niederdeutsches Jahrbuch 100, S. 72–85
- NIEBAUM, H. (1979): Die Mundarten des Landkreises Osnabrück. In: Strukturatlas Landkreis Osnabrück B. IV. 2.1
- NIEBAUM, H. (1980): Westniederdeutsch. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollst. neubearb. u. erw. Aufl., hg. von H. P. ALTHAUS, H. HENNE, H. WIEGAND. Tübingen, S. 458–464
- NIEBAUM, H. (1985): Zur niederfränkisch-niedersächsischen Sprachscheide im Duisburger Raum. In: A. MIHM (Hg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart, S. 63–82 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 50)
- NIEMEYER, G. (1938): Fragen der Flur- und Siedlungsformenforschung im Westmünsterland. In: Westfälische Forschungen 1, S. 124–142
- NIEMEYER, G. u. W. TASCHENMACHER (1939): Plaggenböden. Beiträge zu ihrer Genetik und Typologie. In: Westfälische Forschungen 2, S. 29–64
- NÖRRENBERG, E. (1953/54): Die Grenzen der westfälischen Mundart. In: Westfälische Forschungen 7, S. 114–129. Wiederabgedruckt in: Zur niederdeutschen Philologie. Hg. von R. SCHEPPER. Münster 1969, S. 137–152
- PILKMANN-POHL, R. (Bearb.) (1988): Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Hg. vom Sauerländer Heimatbund e.V. Arnsberg
- POWITZ, G. (1963): Zur Geschichte der Überlieferung des Engelhus-Glossars. In: Niederdeutsches Jahrbuch 86, S. 83–109
- RAMGE, H. (1987): Hessischer Flurnamenatlas. Darmstadt
- REITZ, B. (1964): Die Kultur von ‚brassica oleracea‘ im Spiegel der deutschen Sprache. In: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas. Band 4. Festschrift für Luise Berthold. Gießen, S. 471–629
- SANDERS, W. (1982): Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen
- SCHUEERMANN, U. (1977): Sprachliche Grundlagen. In: Geschichte Niedersachsens. Hg. v. Hans PATZE. Bd. 1: Grundlagen und frühes Mittelalter. Hildesheim, S. 167–258 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen XXXVI)
- SCHIRMUNSKI, V. M. (1962): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 25)
- SCHLEEF, W. (1967): Dortmunder Wörterbuch. Köln/Wien (Niederdeutsche Studien 15)
- Schönfelds Historische grammatica van het Nederlands. Klankleer, Vormleer, Woordvorming. 8. Aufl. Hg. v. A. VAN LOEY. Zutphen 1970
- SCHOPHAUS, R. (1967): Niederdeutsche Bezeichnungen der Binse (mit einer Wortkarte). In: Niederdeutsches Wort 7, S. 73–100
- SCHULTE, W. (1941): Gliederung der Mundarten im südlichen Sauerland. Marburg (Deutsche Dialektgeographie 38). Nachdruck Walluf 1974
- SCHWAGMEYER, Fr. (1908): Der Lautstand der Ravensbergischen Mundart von Hiddenhausen. Berlin (Diss. Münster)
- STRODTMANN, J. Chr. (1756): Idioticon Osnabrugense. Ein Hochzeits-Geschenk an den Herrn Professor und Consistorial-Assessor Schütze bey der Verbindung desselben mit der Demoiselle Esmarchinn. Leipzig/Altona
- TAUBKEN, H. (1985): Die Mundarten der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim. Teil 1: Zur Laut- und Formengeographie [mit 70 Karten]. In: Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte. Hg. von Th. PENNERS. Sögel, S. 271–420
- TAUBKEN, H. (1988): Zur dialektgeographischen Gliederung der Mundarten des kurkölnischen Sauerlandes [mit 13 Karten]. In: Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Bearb. v. R. PILKMANN-POHL. Arnsberg, S. 11–22
- TAUBKEN, H. (1989): Die Mundarten im Rietberger Raum (mit 23 Karten). In: 700 Jahre Stadt Rietberg 1289–1989. Beiträge zu ihrer Geschichte. Im Auftrage der Stadt Rietberg, hg. von A. HANSCHMIDT. Rietberg, S. 327–347
- TAUBKEN, H. (1993): Zur Gliederung der bersenbrückischen Mundarten. (Mit einer Karte). In: Lesebauk. Plattdüütsk ut'n Bes-

- senbrügger Lande. Quakenbrück, S. 8-13 (Schriftreihe van den Kreisheimatbund (KHBB) Nr. 27)
- TAUBKEN, H. (1995a): Altlange und tonlange a-Laute im Hümmlingischen. In: *Lingua theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag.* Hg. v. J. CAJOT, L. KREMER, H. NIEBAUM. Münster, Bd. 1, S. 375-384
- TAUBKEN, H. (1995b): Ein westfälisch-märkisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1808. Peter Heinrich Holthaus als plattdeutscher Gelegenheitsdichter. In: *Niederdeutsches Wort* 35, S. 237-264
- TEEPE, P. (1973, 1983): Zur Lautgeographie. In: J. GOOSSENS (Hg.): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung.* Bd. 1: Sprache. Neumünster, S. 138-157
- TEEPE-WURMBACH, A. (1961): Kohl - Mus - Kraut. Wort- und sachkundliche Untersuchungen zur nordwestdeutschen Gemüse- und Obstbereitung. In: *Westfälische Forschungen* 13, S. 150-168
- Westfälisches Wörterbuch. Hg. im Auftrage der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe v. J. GOOSSENS. Neumünster 1973ff.
- WIESINGER, P. (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung.* Hg. von W. BESCH, U. KNOPP, W. PUTSCHKE, H. E. WIEGAND. 2. Halbband. Berlin/New York, S. 807-900
- WIX, H. (1921): Studien zur westfälischen Dialektgeographie im Süden des Teutoburgerwaldes. Marburg (Deutsche Dialektgeographie 9)
- WOESTE, F. (1930): Wörterbuch der westfälischen Mundart. Neu bearb. u. hg. v. E. NÖRREBERG. Norden/Leipzig. Nachdruck Wiesbaden 1966
- WORTMANN, F. (1960): Zur Geschichte der langen ê- und ô-Laute in Niederdeutschland, besonders in Westfalen. In: F. WORTMANN, R. MÖLLER, M. ANDERSSON-SCHMITT u. W. FOERSTE: *Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie.* Köln/Graz, S. 1-23 (Niederdeutsche Studien 6)
- WORTMANN, F. (1965): Die Osnabrücker Mundart (mit 15 Karten). In: *Niederdeutsches Wort* 5, S. 21-50
- WORTMANN, F. (1970): Zur Geschichte der kurzen Vokale in offener Silbe. In: *Gedenkschrift für William Foerste.* Hg. von D. HOFMANN unter Mitarbeit von W. SANDERS. Köln/Wien, S. 327-353
- WORTMANN, F. (1971): Die Mundart. In: *Der Landkreis Osnabrück. Geschichte und Gegenwart.* Hg. v. H. J. BEHR. Osnabrück, S. 165-171
- WORTMANN, F. (1977): Überlegungen zum Entwurf einer Karte der westfälischen Mundarten. *Niederdeutsches Wort* 17, S. 85-114

ABKÜRZUNGEN

Biologie:
Pr. dom.
Pr. insit.
subvar.
var.

Prunus domestica
Prunus insititia
subvariata
variata

Grammatik:
Akk.
Dat.
Gen.
Nom.
Pers.
Pl.
Präs.
Sg.

Akkusativ
Dativ
Genetiv
Nominativ
Person
Plural
Präsens
Singular

Sprachen und Dialekte:

as.
engl.
frz.
germ.
got.
hd.
lat.
ma.
mnd.
mnl.
nd.
nnl.
westf.

altsächsisch
englisch
französisch
germanisch
gotisch
hochdeutsch
lateinisch
mundartlich
mittelniederdeutsch
mittelniederländisch
niederdeutsch
neuniederländisch
westfälisch

Anschriften der Verfasser:

Dr. Robert Damme, Prof. Dr. Jan Goossens, Dr. Gunter Müller,
Prof. Dr. Hans Taubken - Kommission für Mundart und Namen-
forschung Westfalens, Magdalenstraße 5, 48143 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster

© 1996 Landschaftsverband Westfalen-Lippe,
Geographische Kommission für Westfalen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Gesamtherstellung: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster, 1996

Achte Lieferung insgesamt
ISBN 3-402-06199-6

Doppelblatt: Niederdeutsche Mundarten
ISBN 3-402-06200-3